

DER FELS

Dr. Alois Epple:

Aus dem Leben und Wirken
von Pfarrer Kneipp

140

Interview mit Gabriele Kuby:

Rettet die „Verlassene Generation“

142

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Heiliger Athanasius

145

Katholisches Wort in die Zeit

52. Jahr Mai 2021



INHALT

Rektor Georg Alois Oblinger: Mit dem „Ave Maria“ durch das Leben.....	131
Papst Franziskus: Der heilige Josef – Schutzpatron der ganzen Kirche	132
Dr. François Reckinger: Die Eucharistiefeier: Opfer und Mahl	135
Diakon Raymund Fobes: Wider den Hochmut	136
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Gott als Müllermeister	138
Dr. Alois Epple: Aus dem Leben und Wirken von Pfarrer Kneipp	140
Interview mit Gabriele Kuby: Rettet die „Verlassene Generation“	142
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Der heilige Athanasius	145
Prof. Dr. Hubert Gindert: Als Eva Gott spielen wollte	146
Jürgen Liminski: Wahrheit ist nicht mehr gefragt	148
Prof. Dr. Hubert Gindert: Eine „andere Kirche“ ist das Ziel	152
Auf dem Prüfstand	156
Bücher	158
Leserbriefe/ Veranstaltung	159

Impressum „Der Fels“ Mai 2021 Seite 159
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Pfingsten;
Münster zur Schönen Unserer Lieben Frau
in Ingolstadt

Quelle: privat; Titelbeschreibung: S. 158

Foto- und Quellennachweise: 158

Liebe Leser,

der Mai ist der Monat, der in besonderer Weise der Gottesmutter geweiht ist. Die Natur unterstützt mit den Blüten, Farben und der jahreszeitlichen Wärme das Bild von Maria, das wir in den vielen Gemälden in der katholischen und orthodoxen Welt von der Gottesmutter vor uns haben. Meisterwerke der Malkunst, die uns anrühren.

Was macht aber die Faszination im Eigentlichen aus, die von ihr ausgeht?

Maria strahlt die Antwort auf die Sehnsucht nach der verlorenen Unschuld aus, die wir durch die Erbschuld in uns vermissen. Maria ist der Mensch, wie er von Gott gedacht war. Ihr Wort an Bernadette Soubirous in Lourdes: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis“ bekräftigt das.

Maria erscheint an wenigen, aber entscheidenden Stellen im Neuen Testament: Da ist ihre Antwort auf die Ankündigung des Engels „Mir geschehe wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38), wenn sie ihr „Ja“ zum Auftrag Gottes spricht.

Oder als sie nach der Ankunft bei ihrer Base Elisabeth das Magnifikat anstimmt: „Hochpreist meine Seele die Größe des Herrn. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe von nun an preisen mich selig alle Geschlechter ...“ (Lk 146). Oder auf der Hochzeit zu Kana, die in eine Bitte verkleidete Feststellung „sie haben keinen Wein mehr“ (Joh 2,3). Maria zieht sich als sie die Notsituation der Brautleute erkannt hat, nicht auf ihren Gaststatus zurück. Sie zeigt sich fürsorglich, wie eine Mutter, die sich um die Nöte der Menschen annimmt.

Schließlich steht Maria unter dem Kreuz. Es ist kein Wort von ihr überliefert. Nach ihrem Ausharren unter dem Kreuz kann kein Mensch von einem größeren Leid für sich sprechen, als es die Gottesmutter erfahren hat. Sie kennt menschlichen Schmerz und wird deswegen als die „immerwährende Hilfe“ angerufen.

Wir können nur erahnen, wie viele Kranke und Notleidende sie angerufen und Trost und Hilfe dadurch erfahren haben. Votivtafeln an Wallfahrtsorten sprechen davon.

Die Frauen von Maria 2.0 missbrauchen die Gottesmutter für ihre kirchenpolitischen Ziele. Ihre Forderungen sind nicht das, was den Menschen abgeht. Auch heute lebt der Mensch nicht von Brot allein! Was ihm weit mehr fehlt sind Zuwendung, Geborgenheit, Bindung und selbstlose Liebe.

Weil die Menschen oft in den Mauern einer überzogenen Selbstbestimmung eingebunkert und isoliert sind, können sie die Hilfen, die sie bei der Gottesmutter erhalten könnten, nicht finden. Diese Hilfen gibt es! Tausende haben sie dankbar erfahren. Der Monat Mai möchte uns daran erinnern!

mit den besten Wünschen
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam

Mit dem „Ave Maria“ durch das Leben

Nach dem „Vater unser“ ist das „Ave Maria“ das wichtigste Gebet der katholischen Christenheit. Wer täglich den Rosenkranz betet, betet es insgesamt 53mal. Das Gebet besteht aus drei Teilen, von denen die beiden ersten dem Lukas-Evangelium entnommen sind (Lk 1,28 und Lk 1,42). Im dritten Teil bittet die gläubige Christenheit die Gottesmutter um ihren Beistand und ihre Fürsprache. Dabei werden zwei Zeitpunkte genannt, für die der Beistand Mariens erfleht wird. Diese beiden Zeitpunkte, für die wir also so oft in unserem Leben beten, sind demzufolge die beiden wichtigsten Momente unseres Lebens: das „jetzt“ und die Stunde unseres Todes.

Es ist wichtig, dass wir im „jetzt“ leben. Das ist ein zentraler Punkt im geistlichen Leben. Jeder Mensch muss sich natürlich seiner Geschichte bewusst sein, all seiner Erlebnisse, die ihn zu dem Menschen werden ließen, der er heute ist. Auch die Kirche muss sich ihrer Geschichte bewusst sein. Nur so kann eine Kontinuität des Glaubens gelebt werden. Es gibt aber auch die Versuchung, die Vergangenheit zu verklären und sich jedem Fortschreiten und jeder gesunden Entwicklung zu verweigern. Der Traditionalist lebt nicht im „jetzt“, sondern ausschließlich in der Vergangenheit. Analoges gilt für den Progressisten. Auch er verweigert sich der Gegenwart. So wichtig es ist, dass wir Menschen für die Zukunft planen und Wege entwickeln, um uns den Herausforderungen der Zeit zu stellen, so sehr müssen wir doch auch aufpassen, dass wir nicht Gefangene unseres eigenen



Wunschdenkens werden. Progressive Kreise übersehen oftmals gerne die real-gegenwärtige Kirche in ihrer Struktur und Verfasstheit und flüchten in ein Wunschdenken, wie die Kirche ihrer Vorstellung nach demnächst sein wird oder zumindest sein müsste. Gerade hier landet man aber sehr schnell bei einem subjektiven Bild von Kirche. Der Traditionalist und auch der Progressist verweigern sich der Gegenwart. Sie leben nicht im „jetzt“ und verpassen daher den derzeit wichtigsten Moment ihres Lebens.

Bei jedem Beten des „Ave Maria“ ist das „jetzt“ freilich ein anderes. Daher sprechen wir auch das Gebet immer wieder neu um Mariens Hilfe in unsere Gegenwart hinein zu holen. Der andere wichtige Zeitpunkt, der im Gebet benannt wird, ist jedoch unveränderlich. Wie unser Geburtstag, so ist auch unser Sterbetag

seit Ewigkeit her in Gottes Ratschluss festgelegt. Viele Menschen feiern alljährlich ihren Geburtstag. Doch mit derselben Regelmäßigkeit kehrt auch unser Sterbetag im Jahreskreis wieder. Wenn wir diesen kennen würden, würden wir vielleicht bewusster auf diesen letzten und alles entscheidenden Moment unseres Lebens zugehen. Unser ganzes Leben lang können wir jede Entscheidung, jede Handlung bereuen und mit Gottes Hilfe auch immer wieder neu anfangen. Einmal aber ist uns jede Möglichkeit zur Änderung genommen. Was bis dahin geschehen ist, gilt definitiv und endgültig. Weil diese Stunde unseres Lebens so wichtig ist, beten wir schon jetzt mehrfach täglich für sie. Wenn wir diese Stunde bewusst in den Blick

nehmen, werden wir auch Vorbereitungen für diesen wichtigen Moment treffen. Das Verfassen eines Testaments und einer Patientenverfügung wird dann nicht auf die lange Bank geschoben. Auch wird das persönliche Umfeld informiert, dass der Empfang der kirchlichen Sakramente erwünscht ist. Und nicht zuletzt sorgen wir uns darum, dass wir innerlich vorbereitet sind für diese entscheidende Stunde. Dazu gehören vor allem die regelmäßige Gewissenserforschung und die sakramentale Beichte.

„Ave Maria“, „Gegrüßet seist du, Maria“, dieses Gebet darf nicht zu einem beiläufigen Gruß oder einem leichtfertigen Gebet verkommen. Die Hinwendung an Maria lenkt unsere Aufmerksamkeit immer auch auf die beiden wichtigsten Momente unseres Lebens, das „jetzt“ und die Stunde unseres Todes. ■

Der heilige Josef – Schutzpatron der ganzen Kirche

Apostolisches Schreiben von Papst Franziskus zum Jubiläumsjahr – Schluss

6 Vater und Arbeiter

Ein Aspekt, der den heiligen Josef auszeichnet und der seit der Zeit der ersten Sozialzyklika *Rerum novarum* von Leo XIII. hervorgehoben wurde, ist sein Bezug zur Arbeit. Der heilige Josef war ein Zimmermann, der ehrlich arbeitete, um den Lebensunterhalt seiner Familie zu sichern. Von ihm lernte Jesus, welch ein Wert, welch eine Würde und welch eine Freude es bedeutet, das Brot zu essen, das die Frucht eigener Arbeit ist.

In dieser unserer Zeit, in der die Arbeit wieder zu einem dringenden sozialen Thema geworden zu sein scheint und die Arbeitslosigkeit manchmal drastische Ausmaße an-

nimmt – auch in Ländern, in denen seit Jahrzehnten ein gewisser Wohlstand herrscht –, ist es notwendig, die Bedeutung einer Arbeit, die Würde verleiht, wieder ganz neu verstehen zu lernen. Unser Heiliger ist dafür Vorbild und Schutzpatron.

Die Arbeit wird zur Teilnahme am Erlösungswerk selbst, sie wird zu einer Gelegenheit, das Kommen des Reiches Gottes zu beschleunigen, die eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten weiterzuentwickeln und sie in den Dienst der Gesellschaft und der Gemeinschaft zu stellen; die Arbeit wird nicht nur zu einer Gelegenheit der eigenen Verwirklichung, sondern vor allem auch für den ursprünglichen Kern der Gesellschaft, die Familie. Eine von Arbeitslosigkeit betroffene Familie ist Schwierigkeiten, Spannungen, Brüchen, ja der verzweifelten und weiter in die Verzweiflung führenden Versuchung der Auflösung stärker ausgesetzt. Wie können wir über die Menschenwürde sprechen, ohne uns dafür einzusetzen, dass alle und jeder Einzelne eine Chance auf einen würdigen Lebensunterhalt haben?

Der Mensch, der arbeitet, egal welcher Aufgabe er nachgeht, arbeitet mit Gott selbst zusammen und wird ein wenig zu einem Schöpfer der Welt, die uns umgibt. Die Krise unserer Zeit, die eine wirtschaftliche, soziale, kulturelle und geistliche Krise ist, mag allen ein Aufruf sein, den Wert, die Bedeutung und die Notwendigkeit der Arbeit wieder neu zu entdecken, um eine neue „Normalität“ zu begründen, in der niemand ausgeschlossen ist. Die Arbeit des heiligen Josef erinnert uns daran, dass der menschengewordene Gott selbst die Arbeit nicht verschmähte. Die Arbeitslosigkeit, von der viele Brüder und Schwestern betroffen sind und die in jüngster Zeit aufgrund der Covid-19-Pandemie

zugenommen hat, muss zum Anlass werden, unsere Prioritäten zu überprüfen. Bitten wir den heiligen Josef, den Arbeiter, dass wir einmal verbindlich sagen können: Kein junger Mensch, keine Person, keine Familie ohne Arbeit!

7 Vater im Schatten

In seinem Buch *Der Schatten des Vaters* erzählte der polnische Schriftsteller Jan Dobraczynski²⁴ in Romanform das Leben des heiligen Josef. Mit dem eindrucksvollen Bild des Schattens umreißt er die Gestalt Josefs, der in Bezug auf Jesus der irdische Schatten des himmlischen Vaters ist. Er behütet und beschützt ihn, er weicht nicht von ihm und folgt seinen Schritten. Denken wir an das, was Mose dem Volk Israel in Erinnerung ruft: »In der Wüste [...] hat der Herr, dein Gott, dich auf dem ganzen Weg [...] getragen, wie ein Mann sein Kind trägt« (Dtn 1,31). So hat Josef sein ganzes Leben lang die Vaterschaft ausgeübt.²⁵

Als Vater wird man nicht geboren, Vater wird man. Und man wird zum Vater nicht einfach dadurch, dass man ein Kind in die Welt setzt, sondern dadurch, dass man sich verantwortungsvoll um es kümmert. Jedes Mal, wenn jemand die Verantwortung für das Leben eines anderen übernimmt, übt er ihm gegenüber in einem gewissem Sinne Vaterschaft aus.

In der Gesellschaft unserer Zeit scheinen die Kinder oft vaterlos zu sein. Auch die Kirche von heute braucht Väter. Die Mahnung, die der heilige Paulus an die Korinther richtet, bleibt immer aktuell: »Hättet ihr nämlich auch unzählige Erzieher in Christus, so doch nicht viele Väter« (1 Kor 4,15); und jeder Priester oder Bischof sollte wie der Apostel hinzufügen können: »In Christus Jesus



habe ich euch durch das Evangelium gezeugt« (ebd.). Und zu den Galatern sagt Paulus: »Meine Kinder, für die ich von Neuem Geburtswehen erleide, bis Christus in euch Gestalt annimmt« (4,19).

Vater zu sein bedeutet, das Kind an die Erfahrung des Lebens, an die Wirklichkeit heranzuführen. Nicht, um es festzuhalten, nicht, um es einzusperren, nicht, um es zu besitzen, sondern um es zu Entscheidungen, zur Freiheit, zum Aufbruch zu befähigen. Vielleicht aus diesem Grund spricht die Tradition Josef nicht nur als Vater an, sondern fügt hier noch das Wort „keusch“ hinzu. Dies ist nicht eine rein affektive Angabe, sondern drückt eine Haltung aus, die man als das Gegenteil von „besitzergreifend“ bezeichnen könnte. Keuschheit ist die Freiheit von Besitz in allen Lebensbereichen. Nur wenn eine Liebe keusch ist, ist sie wirklich Liebe. Die Liebe, die besitzen will, wird am Ende immer gefährlich, sie nimmt gefangen, erstickt und macht unglücklich. Gott selbst hat den Menschen mit keuscher Liebe geliebt und ihm die Freiheit gelassen, Fehler zu machen und sich gegen ihn zu stellen. Die Logik der Liebe ist

immer eine Logik der Freiheit, und Josef war in der Lage, in außerordentlicher Freiheit zu lieben. Er hat sich nie selbst in den Mittelpunkt gestellt. Er verstand es, zur Seite zu treten und Maria und Jesus zur Mitte seines Lebens zu machen.

Josefs Glück gründet sich nicht auf die Logik der Selbstaufopferung, sondern der Selbsthingabe. Man nimmt bei diesem Mann nie Frustration wahr, sondern nur Vertrauen. Sein beharrliches Schweigen ist nicht Ausdruck der Klage, sondern immer konkreten Vertrauens. Die Welt braucht Väter, Despoten aber lehnt sie ab, also diejenigen, die besitzergreifend sind, um ihre eigene Leere zu füllen; sie lehnt die ab, die Autorität mit Autoritarismus verwechseln, Dienst mit Unterwürfigkeit, Auseinandersetzung mit Unterdrückung, Nächstenliebe mit übertriebener Fürsorge, Stärke mit Zerstörung. Jede wahre Berufung kommt aus der Selbsthingabe, die die reifere Form des bloßen Opfers ist. Auch im Priestertum und im geweihten Leben ist diese Art von Reife erforderlich. Dort, wo eine eheliche, zölibatäre oder jungfräuliche Berufung nicht die Reife der Selbsthingabe erreicht

und allein bei der Logik des Opfers stehen bleibt, wird sie kaum zu einem Zeichen für die Schönheit und die Freude der Liebe werden, sondern womöglich den Eindruck von Unglück, Traurigkeit und Frustration erwecken.

Eine Vaterschaft, die der Versuchung widersteht, das Leben der Kinder zu leben, eröffnet immer neue Räume. Jedes Kind trägt ein Geheimnis in sich, etwas noch nie Dagewesenes, das nur mit Hilfe eines Vaters zur Entfaltung gebracht werden kann, der seine Freiheit respektiert; eines Vaters, der sich bewusst ist, dass sein erzieherisches Handeln erst dann zum Ziel kommt und dass er erst dann sein Vatersein ganz lebt, wenn er sich „nutzlos“ gemacht hat, wenn er sieht, dass das Kind selbständig wird und allein auf den Pfaden des Lebens geht, wenn er sich in die Situation Josefs versetzt, der immer gewusst hat, dass das Kind nicht seines war, sondern einfach seiner Obhut anvertraut worden war. Im Grunde ist es das, was Jesus zu verstehen gibt, wenn er sagt: »Auch sollt ihr niemanden auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel« (Mt 23,9).



Unter allen Umständen müssen wir bei der Ausübung von Vaterschaft immer darauf achten, dass sie nie besitzergreifend ist, sondern zeichenhaft auf eine höhere Vaterschaft verweist. In gewisser Weise sind wir alle immer in Josefs Lage: Wir sind „Schatten“ des einen Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen lässt über Bösen und Guten und regnen lässt über Gerechte und Ungerechte (vgl. Mt 5,45); und wir sind „Schatten“ in der Nachfolge des Sohnes.

»Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter« (Mt 2,13), sagt Gott zum heiligen Josef.

Ziel dieses Apostolischen Schreibens ist es, die Liebe zu diesem großen Heiligen zu fördern und einen Anstoß zu geben, ihn um seine Fürsprache anzurufen und seine Tugenden und seine Tatkraft nachzuahmen.

In der Tat besteht die spezifische Sendung der Heiligen nicht nur darin, Wunder und Gnaden zu gewähren, sondern bei Gott Fürsprache für uns einzulegen, wie es Abraham²⁶ und Moses²⁷ taten und wie es Jesus tut, der eine Mittler (vgl. 1 Tim 2,5), der bei Gott unser »Beistand« ist (1

Joh 2,1), denn »er lebt allezeit, um für [uns] einzutreten« (Hebr 7,25; vgl. Röm 8,34).

Die Heiligen helfen allen Gläubigen bei ihrem »Streben nach Heiligkeit und ihrem Stand entsprechender Vollkommenheit«.²⁸ Ihr Leben ist ein konkreter Beweis dafür, dass es möglich ist, das Evangelium zu leben.

Jesus hat gesagt: »Lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig« (Mt 11,29); auch die Heiligen sind auf ihre Weise nachahmenswerte Vorbilder für das Leben. Der heilige Paulus ermahnte ausdrücklich dazu: »Haltet euch an mein Vorbild!« (1 Kor 4,16).²⁹ Der heilige Josef sagt dies durch sein bedrertes Schweigen.

Angesichts des Beispiels so vieler heiliger Männer und Frauen fragte sich der heilige Augustinus: »Du solltest es nicht vermögen wie diese Männer, diese Frauen?« Und so gelangte er zur endgültigen Bekehrung und rief aus: »Spät hab ich dich geliebt, du Schönheit, ewig alt und ewig neu«.³⁰

So wollen wir nun vom heiligen Josef die Gnade aller Gnaden erfliehen – unsere Bekehrung.

Zu ihm lasst uns beten:

Sei gegrüßt, du Beschützer des Erlösers und Bräutigam der Jungfrau Maria.

Dir hat Gott seinen Sohn anvertraut, auf dich setzte Maria ihr Vertrauen, bei dir ist Christus zum Mann herangewachsen.

O heiliger Josef, erweise dich auch uns als Vater, und führe uns auf unserem Lebensweg.

Erwirke uns Gnade, Barmherzigkeit und Mut, und beschütze uns vor allem Bösen. Amen.

© Copyright - Libreria Editrice Vaticana

²⁴ Originalausgabe: Cie Ojca, Warschau 1977.

²⁵ Vgl. Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben Redemptoris custos, 7-8: AAS 82 (1990), 12-16.

²⁶ Vgl. Gen 18,23-32.

²⁷ Vgl. Ex 17,8-13; 32,30-35.

²⁸ Zweites Vatikanisches Ökumenisches Konzil, Dogmatische Konstitution Lumen gentium, 42.

²⁹ Vgl. 1 Kor 11,1; Phil 3,17; 1 Thess 1,6.

³⁰ Confessiones, 8, 11,27: PL 32, 761; 10, 27,38: PL 32,795.



Die stilisierte Lilie mit drei Blütenblättern im Wappen der französischen Könige weist nach dem Biographen Guillaume de Nangis (Vita Sancti Ludovici IX) auf drei Werte hin: Das mittlere Blatt symbolisiert den Glauben, die zwei flankierenden Blätter stehen für Ritterschaft und Weisheit.

Diese drei Charaktereigenschaften kann man auch auf den hl. Josef übertragen:

Mit einem starken Glauben hat er ein offenes Ohr und Herz für die Berufung zum väterlichen Dienst in der von Gott gewollten heiligen Familie. Ritterlichkeit, Respekt und Ehrfurcht vor der Würde seiner ihm angetrauten Braut Maria hat ihn ausgezeichnet. Seine Weisheit gründete im Willen Gottes.

So wie die Lilien des Feldes in ihrer Pracht von Gott ausgestattet sind, sind Reinheit, Weisheit und Charakterstärke Geschenke Gottes für jeden, der sich in der Kirche Gottes geborgen weiß.

Die Pfadfinder der KPE tragen jedenfalls selbstbewusst die Lilie als Zeichen ihrer Gemeinschaft mit Jesus, Maria und Josef.



François Reckinger:

Die Eucharistiefeier: Opfer und Mahl

Der Vorsteher der Messfeier, Bischof oder Priester, ist in jedem Fall verpflichtet, die Kommunion unter beiden Gestalten, Brot und Wein zu empfangen. Bei vielen Gelegenheiten ist es zudem seit Jahrzehnten gestattet, auch den teilnehmenden Laien den Kommunionempfang unter beiden Gestalten anzubieten – eine Möglichkeit, von der leider immer noch zu wenig Gebrauch gemacht wird. Wenn man als Priester oder auch als gut informierter Laie darauf hinweist, dass es ja nicht nur darauf ankommt, was man bekommt, sondern vor allem darauf, dass da inmitten der versammelten Gemeinde und unter deren Mitwirkung eine heilige Handlung geschieht, dann erregt man häufig wohl immer noch Verwunderung.

Der Sinn dieser Handlung kommt deutlich zum Ausdruck in den vier Hochgebeten, die uns seit der Liturgiereform zur Verfügung stehen. Das erste dieser Gebete ist der von alters her überlieferte römische Kanon. Darin heißt es zur Wandlung des Brotes, dass Jesus beim Letzten Abendmahl zu seinen Jüngern gesagt hat: „Nehmet und esset alle davon. Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.“ Und dann, als Wandlungswort über den Wein im Kelch: „Nehmet und trinket alle daraus: Das ist der Kelch des neuen und ewigen Bundes, mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Blut aber, das für uns Menschen vergossen wird zur Ver-

gebung unserer Sünden, kann nichts anderes sein als Opferblut.

In dem nachfolgenden Abschnitt dieses ersten Hochgebetes reagiert der Zelebrant im Namen der Gemeinde auf die große Gabe, von der vorher die Rede war. Dabei heißt es, an Gott den Vater gerichtet: „Darum feiern wir (die Amtsträger: Bischof, Priester Diakon), deine Diener und dein heiliges Volk, das Gedächtnis deines Sohnes ... Wir verkünden sein heilbringendes Leiden, seine Auferstehung von den Toten und seine glorreiche Himmelfahrt. So bringen wir ... dir, dem erhabenen Gott, die reine, heilige und makellose Opfergabe dar: das Brot des Lebens und den Kelch des ewigen Heiles.“ Damit ist die eucharistische Handlung sehr deutlich als Opferhandlung charakterisiert.

Das zweite Hochgebet ist das kürzeste der vier – und von daher das beliebteste bei Zelebranten, die es im Gottesdienst immer eilig haben. Immerhin heißt es darin zu unserem Thema unmittelbar anschließend an die Wandlungsworte: „Darum, gütiger Vater, feiern wir das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung deines Sohnes und bringen dir so das Brot des Lebens und den Kelch des Heiles dar.“ Das „Brot des Lebens“ ist der Leib Christi, und der „Kelch des Heiles“ enthält das Blut Christi. Somit ist auch hier das Wesentliche von dieser beglückenden Wahrheit zum Ausdruck gebracht.

Das dritte Hochgebet formuliert die Opferdarbringung im Anschluss an die

Wandlung so: „So bringen wir dir (Vater im Himmel) mit Lob und Dank dieses heilige und lebendige Opfer dar. Schau gütig auf die Gabe deiner Kirche. Denn sie stellt dir das Lamm vor Augen, das geopfert wurde und uns nach deinem Willen mit dir versöhnt hat. Stärke uns durch den Leib und das Blut deines Sohnes und erfülle uns mit seinem Heiligen Geist, damit wir ein Leib und ein Geist werden in Christus. Er mache uns auf immer zu einer Gabe, die dir wohlgefällt ...“

Im vierten Hochgebet schließlich heißt es, ebenfalls im Anschluss an die Wandlung: „Darum, gütiger Vater, feiern wir das Gedächtnis unserer Erlösung. Wir verkünden den Tod deines Sohnes und sein Hinabsteigen zu den Vätern, bekennen seine Auferstehung und Himmelfahrt und erwarten sein Kommen in Herrlichkeit. So bringen wir dir seinen Leib und sein Blut, das Opfer, das dir wohlgefällt und der ganzen Welt Heil bringt, dar. Sieh her auf die Opfergabe, die du selber deiner Kirche bereitet hast, und gib, dass alle, die Anteil erhalten an dem einen Brot und dem einen Kelch, ein Leib werden im Heiligen Geist, eine lebendige Opfergabe in Christus zum Lob deiner Herrlichkeit.“

Wo Bischöfe und Priester bei der Messfeier von Zeit zu Zeit in ansprechender Weise über dieses frohmachende Geheimnis predigen, wird dasselbe den Teilnehmern auf die Dauer wohl nicht verschlossen bleiben. ●



Diakon Raymund Fobes:

Wider den Hochmut

Die Tugend der Demut

„Bescheidenheit ist eine Lier, doch weiter kommt man ohne ihr.“

So grammatikalisch falsch dieses Sprichwort ist, so sehr scheint es doch eine für die Gesellschaft gleichzeitig typische wie auch selbstzerstörerische Haltung des Zeitgeistes zu spiegeln. Tatsächlich ist Bescheidenheit nicht unbedingt karrierefördernd, die ihr entgegengesetzte Ellenbogenmentalität sorgt aber dafür, dass der Zusammenhalt und die echte Sorge um den Anderen mehr und mehr verloren gehen.

Das Christentum stellt dem nicht nur die Bescheidenheit, sondern die weiter gehende Demut entgegen. Demut ist das Gegenteil von Hochmut, der Auffassung, immer der beste von allen zu sein und deshalb resistent gegen jegliche Kritik und Unterordnung. Demut hingegen ist der Mut zu dienen – und zwar aus christlicher Perspektive vor allem Gott, dessen Wunsch es ja ist, dass wir seine Liebe auch als Menschen untereinander weitergeben.

Das bedeutet aber auch, dass es bei der Demut nicht um Duckmäuserei geht, sondern um eine sehr bewusste und auch selbstbewusste Entscheidung. Als Vorbilder für die christliche Demut gelten vor allem die Gottesmutter Maria und ihr Ehe-

mann Josef. Ihre Demut zeigt sich vor allem darin, dass sie sich voll und ganz darauf eingelassen haben, Eltern Jesu zu werden. Wie uns Lukas überliefert, hat Maria sich sehr bewusst dafür entschieden, den Sohn Gottes zur Welt zu bringen. Zwar hat der Engel sie nicht gefragt, ob sie Mutter Jesu werden möchte, er hat ihr die Geburt einfach angekündigt, aber Maria musste auch, um eine gute Mutter zu sein, ganz bewusst „Ja“ sagen. Und sie hat sich mit ganzem Herzen auf diese Mutterschaft eingelassen. In gleicher Weise hat auch Josef zu Gottes Willen „Ja“ gesagt, indem er seine schwangere Frau bei sich aufgenommen und ihr Kind angenommen hat.

Maria und Josef wussten also ganz genau, was sie wollten: für den Sohn Gottes Eltern sein. Sie stellten sich nicht ins Zentrum des Weltgeschehens, sondern waren ganz einfach nur Eltern so, wie viele andere dies über Jahrtausende taten und tun. Auch heute gibt es viele Frauen und Männer, die mit großem Engagement und gesundem Selbstbewusstsein einfache Dinge tun, ohne sich in den Mittelpunkt zu stellen – aber damit wirklich einen ganz entscheidenden Beitrag für das christliche Leben leisten und so auch mit frohem Mut Gott dienen.

Ich denke an Frauen, die mit viel Eifer Schwangere in finanzieller Not unterstützen, indem sie unermüdlich sammeln, damit diese ohne Existenzangst und im Bewusstsein, nicht allein da zu stehen, ihre Kinder zur Welt bringen können. Ich denke auch an viele – und da gibt es ebenfalls sehr viele Frauen, – die sehr bescheiden und im Hintergrund wichtige Dienste für das kirchliche Leben tun, sei es, dass sie unsere Gotteshäuser

sauber halten, für Blumenschmuck sorgen oder für einen guten Zweck Bastelarbeiten verkaufen. Und natürlich denke ich auch an die Frauen und Männer, die als Eltern mit viel Geschick, der oft nicht einfachen Balance von Zulassen und Grenzen-Setzen, ihre Kinder erziehen und dabei auch für die Religion sensibilisieren. Auch das erfordert echte Standfestigkeit. Christliche Demut im Sinne der Orientierung an Gott und der christlichen Lehre schließt also Emanzipation im Sinne von Selbstständigkeit im Denken und Handeln überhaupt nicht aus. Denn ganz grundsätzlich: Gott hat uns Freiheit gegeben, er lädt uns aber zu unserem Besten ein, dass wir uns frei für ihn entscheiden. Es gibt viele Belege dafür, dass die, die sich wirklich auf Gott einlassen, auch glücklich werden – auch wenn sie vermeintlich einfache Dinge tun und nicht im Mittelpunkt stehen. Allerdings sollten wir als Christen durchaus die Menschen schätzen lernen, die im Hintergrund wirken. Wir sollten nicht der Versuchung verfallen, nur auf die zu schauen, die viel Aufsehen erregen und oft im Zentrum stehen. Im Übrigen ist es demütigen Menschen oft unangenehm, im Mittelpunkt zu stehen. Ein prägnantes Beispiel dafür ist der Theologe Hans Urs von Balthasar, der nur höchst ungern die Kardinalswürde annehmen wollte und kurz vor seiner Erhebung in den Kardinalstand verstorben ist. Balthasar hat, wie alle, die echte Demut leben, mit dieser Demut überhaupt nicht kokettiert – es war sehr deutlich, dass er darum wusste, wie wichtig das Sich-Zurücknehmen zur Ehre Gottes für ein gutes christliches Leben ist.

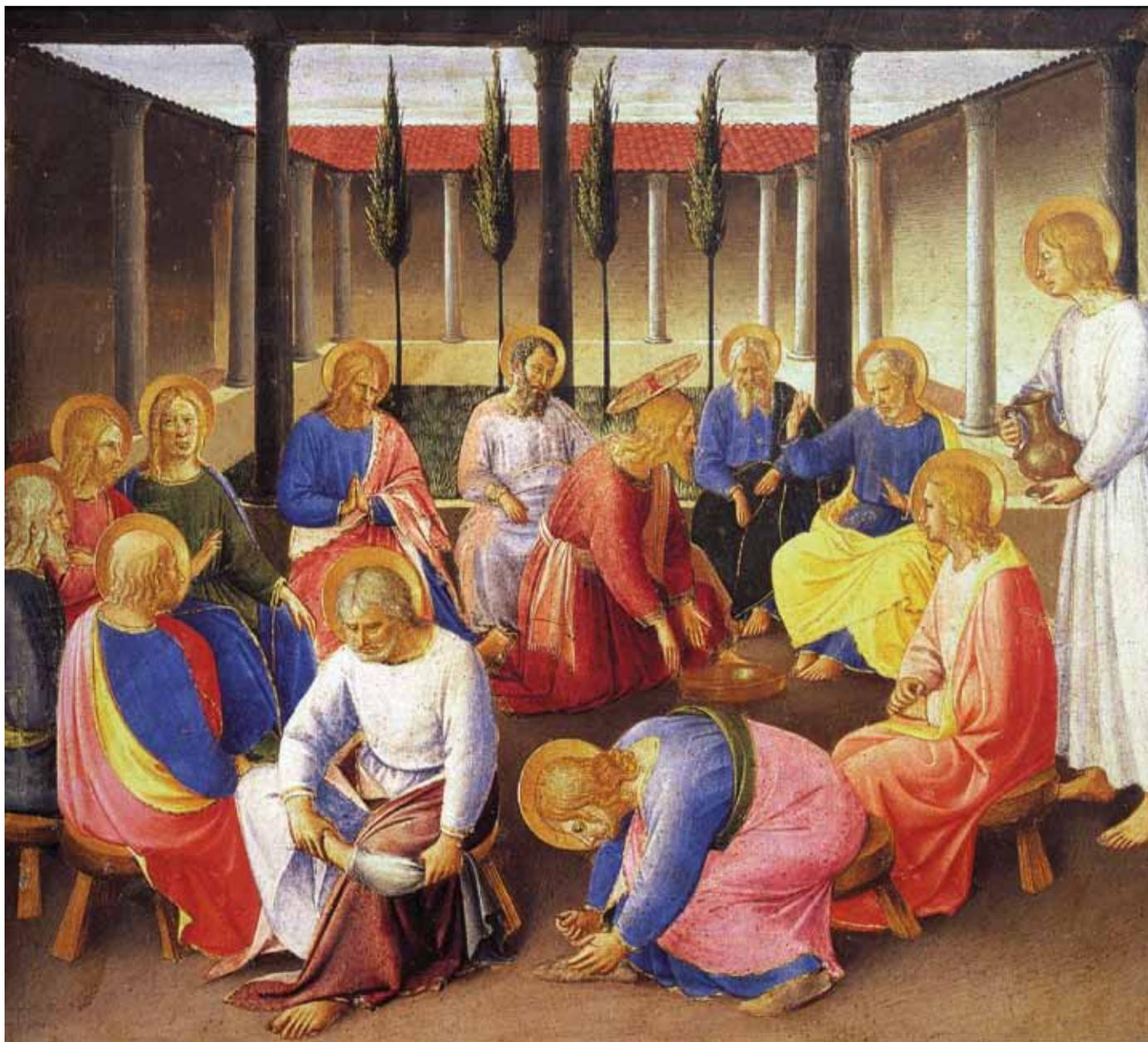
Die Demut ist für den Christen auch deshalb eine Tugend, weil Gott selbst demütig geworden ist, um uns Menschen zu erlösen. Diese Demut

Gottes ist ganz zentral für die Frömmigkeit des heiligen Franz von Assisi. Gott hat nach Franziskus diese Demut dreimal gezeigt: Er hat sich klein gemacht in seiner Menschwerdung, er hat sich zum Opfer gemacht durch seinen Kreuzestod, und er kommt in der ganz einfachen Gestalt des Brotes zu uns im Sakrament der Eucharistie. Diese Demut Gottes ist das deutlichste Zeichen dafür, dass dieser Gott uns wirklich liebt, dass wir für diesen Gott überaus wertvoll sind. Seine demütige Liebe drängt nun letztlich dazu, sie zu erwidern

– dadurch dass wir selbst demütig werden. Gott ist niemand, der in der Ferne in Saus und Braus lebt und von seinen Geschöpfen verlangt, demütig zu sein. Für ihn ist diese Demut eine so wichtige Haltung, dass er sich in seinem Sohn Jesus Christus selbst darauf eingelassen hat.

Allerdings findet Jesus auch immer wieder deutliche Worte gegen den Hochmut. Besonders hart ist dieses Wort an den Kreis der Apostel: „So soll es auch bei euch sein: Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen

wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven; wir haben nur unsere Schuldigkeit getan“ (Lk 17,10). Jesus wusste sehr genau um die Gefahr des Hochmutes, gerade auch bei den Aposteln, die immer wieder versucht waren, besondere Privilegien zu erhalten. Doch Hochmut steht absolut gegen das Reich Gottes. Er führt dazu, dass der Mensch sich von Gott abwendet, weil er meint, alles besser zu wissen, und er tötet auch die Liebe zum anderen, weil der Hochmütige den Mitmenschen ihre Gleichwertigkeit und Würde abspricht. ●



Seht die Demut Gottes! Schon vor seiner Passion wird der Gottessohn zum Diener aller, als er seinen Jüngern die Füße wäscht (Gemälde von Fra Angelico aus dem Jahr 1450 aus der Serie neutestamentlicher Szenen des Silberschranks (Armadio degli Argenti), heute im Museo San Marco, Florenz).

Gott als Müllermeister

Ein altes Bild und ein neuer Film meditieren ein überraschendes Motiv

Kann man aus einem Gemälde einen Film machen? Der polnische Regisseur Lech Majewski hat es getan. Er hat im Film „Die Mühle und das Kreuz“ (The Mill and the Cross, 2011) das großformatige Ölbild des flämischen Meisters Pieter Bruegel in laufende Bilder übersetzt. Im Film bewegen sich die Figuren des Bildes. Sie treiben Handel. Sie lieben. Sie streiten. Sie foltern. Sie tanzen. Und mittendrin schreitet der Maler selber, Pieter Bruegel. Und erklärt dem reichen Antwerpener Kaufmann und Kunstsammler Niclaes Jonghelinck und den Zuschauern Zusammenhänge seines Werkes, das er 1564 fertiggestellt hat.

„Kreuztragung Christi“ nennt er es. Viele hundert Figuren agieren in den verschiedensten Szenen – in Bruegels Bild und auch in Majewskis Film. Zwar ist der unter dem Birkenkreuz niederfallende Christus im genauen Mittelpunkt des Bildes angeord-

net. Aber seltsam. Man entdeckt ihn kaum. Man nimmt ihn nicht wahr im Volksauflauf. Hinrichtungen waren zu dieser und zu anderen Zeiten Volksfeste. Alles war auf den Beinen. Unter den zahllosen Figuren jedoch gibt es einen Star. Und das ist die Mühle. Die Windmühle im Hintergrund.

Die steht aberwitzig exponiert und ganz unbrabantisch auf einer steilen Fels Spitze. Kaum kann sie von Menschenhand dort erbaut worden sein. Sie springt unweigerlich ins Auge. Sie überragt das Treiben der Menschen, die Landschaften des Bildes. Sie muss eine Bedeutung haben. Sie wird der Schlüssel zu Bruegels Bild sein. Was sagt sie uns?

Folgen wir Lech Majewski, der sich Bruegels Bild in Wien hundert Male angeschaut, es durchmeditiert hat. Sein Film beginnt mit dem Müller, der oben wohnt, arbeitet, die Mühlenflügel setzt, Korn ein-

schüttet, Mehl auffängt, gedankenversonnen hinunterschaut. Er liebt seinen Beruf. Er schmeckt nach jeder Charge das Mehl. Er prüft es zwischen den Fingern. Er riecht es. Er liebt es.

Ein Baum wird geschlagen. Die Mühle mahlt. Eine Frau kauft Brot. Die Mühle mahlt. Eine Familie bringt ein Kalb zum Markt. Die Mühle mahlt. Der Ehemann wird von den spanischen „Rotröcken“ mitgenommen, gefoltert, auf den Schandpfahl gespannt, den Vögeln ausgesetzt. Die Mühle mahlt. Ketzer werden von Milizen mitgenommen. Die Mühle mahlt. Jesus wird ausgepeitscht, trägt sein Kreuz hinter einem Karren her. Simon wird zum Kreuztragen gepresst. Die Mühle mahlt.

Dann plötzlich steht sie still. Der Müller hebt die Hand und still steht die Mühle. Alles auf Pause. Der Zeitpunkt des Ölbildes in all seinen

Mühle wird Kirche.

Einer der ungewöhnlichsten Kirchtürme in Deutschland steht im Rheinberger Ortsteil Budberg am linken Niederrhein. Der Turm der katholischen St. Marienkirche ist eine fast 200 Jahre alte Mühle.



Marienkirche von Budberg/Rheinberg. Die alte Dorfmühle wurde integriert und zum Chorraum gemacht.



Ein schwerer Mühlstein wird als Altarmensa genutzt.



Jesu Gang nach Golgotha sei in eins gesetzt mit den Gräueltaten der roten spanischen Waffenröcke. Obwohl Christus in der Bildmitte stehe, wolle er ihn den Blicken der Betrachter entziehen.

Und dann zeigt der Maler auf die Mühle. Mit dem Felsen zusammen sei sie die Achse des Bildes. Und der Müller schaue herab. Er wolle ihn aber nicht malen wie so häufig, mit Missfallen auf die Welt schauend. Nein. „Er ist der große Müller im Himmel, der das Brot des Lebens und des Schicksals mahlt.“ Das Brot schließlich werde vom Hausierer unten im Bild ausgetragen. Hinweis wohl auf die fahrenden Händler, die damals in den spanisch besetzten Niederlanden reformatorisches Gedankengut weitertrugen.

Gott, der große Müller. Welch origineller Gedanke, der aber auch Widerstand erregt. Der sich dennoch lohnt, weiter gedacht zu werden. Elisabeth Moltmann-Wendel drückt es auf ihre Art aus: „Bäckersfrau Gott, stark und braun“. Bei Bruegel und bei Majewski ist es der Müllermeister Gott, in dessen Mühle Christus und die Menschen aller Zeiten gemahlen werden. Aber nicht in blinder Schicksalhaftigkeit. Mit seinen Fingern, seinen Lippen berührt und prüft er liebevoll sein Korn und sein Mehl, der Müllermeister auf der Mühle da oben. ■

Szenen ist erreicht. Und dann mahlt sie wieder. Ein Priester wirft Judas Lohn vor den Tabernakel. Majewski verstärkt filmisch die Kritik an der spanisch-katholischen Inquisition, die in Bruegels Bild nur versteckt angedeutet ist. Todesstunde Jesu. Sturm. Gewitter. Blitze. Die Mühle ächzt. Bruegels Frau backt frisches Brot. Die Mühle mahlt.

Worte machen die Figuren des Filmes nur wenige. Einige deutsche

Untertitel genügen in der englischsprachigen Verfilmung. An einer Stelle aber erfolgt ein längerer Monolog. Bruegel erklärt dem Käufer – und uns – sein Bild. Dass es groß sein muss, um viele Geschichten zu erzählen. Dass alles um einen Mittelpunkt herum angeordnet ist wie beim Spinnennetz, um die Szene der Kreuztragung herum. „Hier im Herzen meines Netzes, unter dem Mahlstein der Ereignisse, wird unser Erlöser gemahlen, gnadenlos, wie Korn.“

Als in Nachkriegsjahren durch Zuzug von Flüchtlingen aus dem Osten der Wunsch nach einer eigenen Kirche wuchs, kam die ehemalige Mühle in den Blick. In den Hitlerjahren hatte sie noch NS-Organisationen als Unterkunft gedient. Ihre eigentliche Bestimmung zum Mahlen von Getreide erfüllte sie von 1848 bis 1920. Die zwei Mahlwerke für Schrot und Mehl wurden von großen Windflügeln angetrieben. Später half zusätzlich eine Dampfmaschine aus. Der letzte Müllermeister setzte auf elektrischen Strom.

Der Weg von der Kapellenidee bis zur Gründung eines Bauvereines, der Errichtung des Gotteshauses und seiner Einweihung 1949 war kurz. Man durchbrach den Mühlenbauch an zwei Seiten, fügte im Norden ein Kirchenschiff an, im Süden eine Sakristei und nutzte den zentralen Turm als Altarraum. Der alte Mahlraum wurde nun Schutzraum für das eucharistische Opfermahl. Bei einer umfangreichen Renovierung nach Bergsenkungen wurde auch der Altar selber neugestaltet. Zum Opfertisch machte man passenderweise einen schweren groben runden Mühlenstein. Würden nicht liturgische Bestimmungen entgegen sprechen, wäre seine Benutzung auch ohne Altardecke ein starkes Zeichen.

Was empfinden die Leute, wenn sie in ihre Mühlenkirche gehen? Manche fühlen sich vielleicht der agrarischen und politischen Geschichte der letzten 200 Jahre verbunden. Die Kirchbau-Generation wird noch stark an die Kriegsjahre gedacht haben, an Vertreibung, an Flucht, an das Zerriebenwerden unter den harten Mühlensteinen der Geschichte in schweren Jahren. Für Vieles danken können Menschen in dieser Kirchenmühle aber auch. Aus dem gemahlten Korn ihrer Lebensgeschichten ist Mehl und Brot geworden. Doch gibt es auch heute noch genug Gläubige, die sich durch Schicksal und Lebensumstände ordentlich geschrotet und gemahlen fühlen.

Leicht wird der Priester an Gründonnerstag, an Karfreitag, an eucharistischen Festen, bei biblischen Brot-Evangelien auf Christus verweisen können, der in die Mühlen der Justiz, des Gotteswillens, der Menschenschuld geriet, der als Weizenkorn nicht nur in die Erde fiel, starb und vielfache Frucht in den Ähren brachte, sondern der auch gemahlen wurde für uns Menschen, um Brot für uns zu werden als himmlisches Brot in seiner geistigen Gegenwart und als eucharistisch-leibliches Brot in der heiligen Kommunion, Wegzehrung auf unseren Straßen von heute nach morgen. Alfons Zimmer

Alois Epple:

Aus dem Leben und Wirken von Pfarrer Kneipp

Sein priesterliches Motto: Rette deine Seele!

Schon als Kind wollte Sebastian Kneipp Priester werden. Wenige Tage vor seinem Tod erzählte Kneipp: „Als ich noch ein Knabe war, hatte ich immer sehr große Angst, ich möchte verdammt werden. [...] Da glaubte ich eines Tages eine Stimme zu vernehmen: ‚Werde ein Priester, dann brauchst du nicht Angst haben, dass du verdammt wirst!‘“ Doch seine Eltern waren von diesem Kinderwunsch nicht begeistert. Als einziger

Bub sollte er einmal den Hof samt Weberei übernehmen. Und dann konnten es sich die Eltern Xaver und Rosina Kneipp gar nicht leisten, ihr Kind studieren zu lassen. Allein stur, wie er nun einmal war, hielt Sebastian Kneipp an seinem Berufswunsch fest. Er bettelte bei Pfarrern in der Umgebung seines Heimatortes um Unterstützung. In das Knabenseminar in Kempten wäre er nur mit Zustimmung des Vaters aufgenommen worden. Dieser stimmte jedoch nicht

zu. Trotzdem verfolgte Sebastian beharrlich seinen Wunsch, Priester zu werden. Kneipp war schon über 20 Jahre alt, als er im benachbarten Dorf Grönenbach den dortigen Kaplan Matthias Merkle (1816-1881), einen entfernten Verwandten, traf. Bei ihm erhielt Kneipp den ersten Lateinunterricht und schaffte schließlich mit 23 Jahren die Aufnahme in das Gymnasium in Dillingen. Kneipp war kein besonders begabter, aber ein sehr fleißiger und ehrgeiziger Schüler. Nach dem Gymnasium studierte er Philosophie und Theologie am Lyceum in Dillingen und an der Universität in München. Mit 31 Jahren wurde er zum Priester geweiht. Drei Tage nach seiner Primiz hielt er seine erste Predigt zum Thema „Rette Deine Seele!“. Die Grundaussage war: „Die erste und letzte Sorge eines jeden Christen soll seine Seele sein, denn sie ist das höchste Gut.“

Dann begannen die Kaplansjahre. Zuerst war Kneipp dritter Kaplan in Biberbach, nördlich von Augsburg. Dann wurde er nach Boos bei Memmingen versetzt. Dort war der Pfarrer krank und der Benefiziat 72 Jahre alt. So musste Kneipp die meiste Arbeit leisten und durfte selbst an hohen Festtagen predigen. Als Kneipp in Boos war, brach dort eine Cholera aus und er hatte einige spektakuläre Heilungserfolge. Die Menschen gingen zu ihm, um sich behandeln zu lassen und nicht zum Arzt und Kneipp heilte mit Wasser und Kräutern. Deshalb klagten ihn ein Apotheker und ein Arzt wegen Puscherei an. Da Kneipp aber nichts verlangte, so konnte man ihn auch nicht verurteilen, denn Ratschläge zu geben war erlaubt. Allerdings hatte dies Auswirkungen auf seine priesterliche Karriere. Das bischöfliche Ordinariat



Information

Der Förderkreis Kneippmuseum hat Dr. Alois Epple im Rahmen des Jubiläums von Pfarrer Sebastian Kneipp zu einem Zyklus von sechs Vorträgen eingeladen. Auf Initiative des Kneipp-Bundes Bad Wörishofen wird zum 1. April die Deutsche Post eine Briefmarke (155 Cent) drucken, und ab Mai wird es auch eine Silbermünze zum Wert von 20,00 Euro geben. Umfangreiche Informationen unter www.badwoerishofen.de/kneipp-die-stadt/200-jahre-sebastian-kneipp.



sah es nämlich gar nicht gern, dass ein Kaplan Aufsehen und Ärger erregte, auch wenn er dadurch Menschen heilte, ja Menschenleben rettete. Man ließ ihn dies deutlich spüren: Als der Ortspfarrer starb, wurde Kneipp vom zuständigen Dekan zum Vikar ernannt, aber schon bald darauf bestellte das Ordinariat einen anderen Vikar für Boos, und Kneipp wurde wieder zum Kaplan „degradiert“ und bald darauf als 3. Kaplan nach St. Georg in Augsburg versetzt. Ein kleines Trostpflaster war: dass er sich nun Stadtkaplan nennen durfte. In Augsburg war er gerade einmal ein halbes Jahr, dann erhielt er die Stelle eines Spirituals bei den Dominikanerinnen in Wörishofen. Kneipp trat diese Stelle wenige Tage vor seinem 34. Geburtstag an. Es war kein Traumjob: Sein Vorgänger war ein von der Säkularisation aus seinem Kloster gejagter Franziskaner, welcher mit seinen 80 Jahren dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen war.

Kneipps Aufgabe war es die Messe zu lesen und die Beichte zu hören. Die Wörishofer Dominikanerinnen waren nach der Säkularisation 1842 wieder zugelassen worden unter der Bedingung, dass sie nicht nur beten, sondern auch „arbeiten“. So wurde ihnen zur Aufgabe gemacht, neben einer Mädchenschule auch eine Bewahr- und Erziehungsanstalt für verwaiste und verlorne Mädchen zu beherbergen, zu unterrichten und zu erziehen. Auch hatte das Kloster eine Landwirtschaft. Bald schon stellte sich heraus, dass sowohl für die Mädchenerziehung als auch für die Landwirtschaft die Schwestern wenig, Kneipp hingegen besonders geeignet war. Seit Kneipp Spiritual dieses Klosters war, wuchs die Zahl der Dominikanerinnen in Wörishofen.

Zwei Jahre nach Antritt seines Dienstes bei den Dominikanerinnen wurde Kneipp geprüft und ihm die Befähigung zuerkannt, ein Pfarr- und Predigeramt auszuführen. Allerdings war er nur der 61. von 69 Geprüften.

1860 starb der Ortspfarrer und Kneipp wurde zum Vikar der Pfarrei Wörishofen bestellt. Wenige Tage später wurde er jedoch in dieser Funktion abgelöst und wieder kurze Zeit später erhielt der Ort einen neuen Pfarrer. 1877 erlitt dieser einen Schlaganfall und Kneipp musste seine Aufgaben übernehmen. 1880 starb der Wörishofer Pfarrer und Sebastian Kneipp wurde mit 59 Jahren Pfarrer von Wörishofen. Nun endlich, so hat man den Eindruck, hatte Sebastian Kneipp sein Ziel erreicht. Er war Ortspfarrer und konnte in der Pfarrei Wörishofen nach eigenem Gusto wirken und arbeiten. Er ließ Kirchen und Kapellen in seiner Pfarrei renovieren. Besonders gern stattete er sie mit neuen Glasfenstern und Kreuzwegen aus. Er reaktivierte die beiden Bruderschaften des Dorfes. Er veranstaltete zwei Volksmissionen. Wenn ein Pfarrer in einer Nachbargemeinde starb, vertrat er als Vikar in dieser Gemeinde, bis ein neuer Pfarrer bestimmt war. Freilich wirkte er weiter als „Wasserdoktor“, was das Augsburger Ordinariat immer noch nicht gern sah. Allerdings war sein Ruf schon längst nach Rom gedrungen, und so konnte ihn Augsburg nicht mehr direkt wegen seiner „Nebentätigkeit“ kritisieren. Dass man seine Tätigkeit als „Wunderheiler“ trotzdem nicht gern sah zeigt sich daran, dass ein Jahr nach Kneipps Tod der Augsburger Bischof seinen Priestern die Ausübung der Heilkunde strengstens untersagte. ■

Sorge um die Erziehung der Kinder aus einer Predigt des Pfarrers Kneipp s. Epple S. 151

Euch Eltern sind sie (die Kinder) anvertraut, eure Pflicht ist es, den Samen jedes Guten in ihre Herzen zu streuen. Spart keine Mühe, es handelt sich um das Wohl und Heil eurer Kinder ... Pflanzet in ihre Herzen warmes Christentum, damit sie der Sünde widerstehen und rechtschaffen vor Gott und Menschen leben können. Das erste Kapitel eurer Kinder ist eine gute Erziehung, habt ihr ihnen diese gegeben, fürchtet euch nicht vor der Zukunft. Was eure Kraft nicht vermag, wird der Segen, die Gnade Gottes ersetzen.

Wie traurig aber ist es, daß es so viele Eltern gibt, die dieses nicht mehr fassen wollen, die so gern vergessen, daß ihre Kinder Ebenbilder Gottes, die vergessen, welche furchtbare Verantwortung sie für ihre Kinder vor Gott abzulegen haben. Die es fehlen lassen an der ersten strengen Zucht, weil ihr eigenes Leben nicht erbauend ist, die selbst im Glauben Schiffbruch gelitten haben; denen es selbst an einem guten Christentum fehlt, denen Tugend und Heiligkeit selber nicht mehr hoch steht, die schon längst die Worte vergessen haben, wehe, denen, die eines von diesen Kleinen ärgern. Eltern, die ihre eigenen Leidenschaften in die ersten Keime ihrer Kinder einpflanzen.

Laßt dann die Lehrer, die Priester die Erziehung fortsetzen, sie werden sich zwar abmühen, aber wie du aus einem Dornenstrauch keinen Apfelbaum machst, so wird auch dein Abmühen nicht hinreichen, wenn der erste Samen in das Ackerfeld des Kindes Unkraut war, und dieses noch unterstützt wird ...



Interview mit Gabriele Kuby:

Rettet die „Verlassene Generation“

„Wir lassen unsere Kinder im Stich.“ Die Autorin Gabriele Kuby gilt als eine der energischsten katholisch-konservativen Gesellschaftskritikerinnen Deutschlands. In ihrem neuen Buch „Die verlassene Generation“ schildert sie das psychische Elend, dem wir unsere Kinder teils unbewusst ausliefern.

Frau Kuby, wer ist die „verlassene Generation“?

Gabriele Kuby: Unsere Kinder und Jugendlichen, die von uns allen – dem Staat, den Institutionen und der Generation der Erwachsenen – im Stich gelassen werden.

Inwiefern das?

Kuby: Inzwischen ist jedes vierte Kind in Deutschland körperlich, jedes zehnte psychisch chronisch krank. In Rheinland-Pfalz und Berlin sind bereits ein Drittel der Jugendlichen in therapeutischer Behandlung. Laut AOK sind 35 Prozent aller Kinder entwicklungsgestört. Wenn wir diese Zahlen jeden Abend in der Tagesschau hören würden, würde vielleicht ein Aufwachen beginnen. Diese Kinder sind in spätestens 18 Jahren Wähler und sollen unsere Demokratie tragen. Woher aber nehmen sie dafür die Kraft und die Orientierung?

Klingt schockierend, aber waren die Zahlen nicht schon immer so hoch? Oder werden heute vielleicht Zustände für pathologisch erklärt, die früher normal waren?

Kuby: Laut Heilmittelbericht der AOK haben sich die diagnostizierten Entwicklungsstörungen bei Kindern von fünf und sieben Jahren zwischen 2008 und 2018 um 27 Prozent erhöht. Die Bundesärztekammer spricht von einer „neuen Morbidität“, einer Verschiebung von akuten zu chronischen Krankheiten, von körperlichen zu seelischen Störungen. Nun gibt es zu-

sätzlich einen Schub durch die Lockdown-Maßnahmen. Wir halten uns für den Gipfel einer humanen Gesellschaft. Aber die Humanität einer Gesellschaft bemisst sich an ihrem Umgang mit den Schwachen. Da fällt die Bilanz schlecht aus. Zu Ihrer zweiten Frage: Es sind neue Krankheitsbilder aufgetaucht wie Magersucht und ADHS und seit kurzem Geschlechtsdisphorie, schwere psychische Störungen, die es in diesem Ausmaß in meiner Jugendzeit nicht gab.

Aber sind wir denn nicht ein eher kinderfreundliches Land? Wo lassen wir unsere Kindergeneration „im Stich“, wie Sie sagen?

Kuby: Ich bin in meinem Buch der Entwicklungslinie des Kindes gefolgt. Der Knackpunkt ist die heutige Einstellung: Sex ja, Baby nein. Erstens verhindert dies, dass sich Mann und Frau einander ganz schenken, mit einem Wort die Liebe, zweitens machen sich die Erwachsenen zum Herrn über das Kind. Sie bestimmen, wann und unter welchen Bedingungen sie ein Kind zeugen wollen. Wenn ein Kind ungelegen kommt oder nicht gesund ist, wird es im Mutterleib getötet – weit mehr als hunderttausend allein in Deutschland: „Ist ja nur ein ‘Zellhaufen’ ...“ Wenn aber ein Kind gewünscht wird, dann wird im Ultraschallfoto ein „Baby“ bejubelt. Falls sich die Natur verweigert – die Samenqualität des Mannes und die Fruchtbarkeit der Frauen sinken dramatisch –, dann wird das Kind künstlich produziert, das fehlende Erbgut gekauft, der Mutterbauch gemietet. Das Kind wird zum Produkt. Hat es das Kind ins Leben geschafft, dann wird es oft schon im ersten Lebensjahr in kollektive Fremdbetreuung übergeben, die ehem. Familienministerin von der Leyen mit Unterstützung der Wirtschaftsverbände durchgepowert hat. Das Grundbedürfnis des

Kindes nach Bindung und Geborgenheit bleibt unerfüllt und führt zu seelischen Schäden. Das Kleinkind ist auf die beständige Kommunikation mit der Mutter angewiesen, es darbt und leidet, wenn es die Mutter entbehren muss. Und nicht nur das Kind wird geschädigt, wie eine Flut von Studien belegt, sondern die Eltern berauben sich der tiefen Freude, in der Geborgenheit der Familie ein gesundes Kind heranwachsen zu sehen.

Im Kindergarten beginne dann die Partizipations-Pädagogik, schreiben Sie.

Kuby: Die ist nichts anderes als die Fortführung der antiautoritären Pädagogik der Kinderläden von 1968. Die Erzieherinnen sind zur „Beschwerdestimulation“ verpflichtet, sonst gibt es keine Förderung: Die Kleinen sollen bei allem mitentscheiden und sich beschweren, wenn es nicht nach ihrem Willen geht. In der Schule werden sie dann der staatlichen Zwangssexualisierung nach den Vorgaben des Kinderschänders Helmut Kentler und seines Ziehsohns Uwe Sielert ausgesetzt. Eltern können ihre Kinder nicht vor diesem nachhaltigen Eingriff in die Persönlichkeitsentwicklung bewahren, der den Werten nicht nur christlicher Erziehung zutiefst widerspricht. Ab zehn, zwölf Jahren übernimmt das Smartphone: Kinder tauchen in die sozialen Medien ab, können vor Pornographie nicht mehr geschützt werden, werden cybersüchtig, depressiv und dick. Das Schlimmste für das Kind in jedem Alter ist die Scheidung der Eltern. Ein Kind besteht genetisch aus Vater und Mutter. Wenn die Eltern sich trennen, wird seine Existenzbasis erschüttert mit lebenslangen Folgen. Sie sehen also, blickt man aus der Perspektive des Kindes auf die Gesellschaft, erkennt man ihre ungeheuerlichen Zumutungen gegenüber unseren Kindern! Wenn ich in die strahlenden

Gesichter meiner Enkel schau, die nur Gutes von der Welt erwarten und mit ihrem Lachen, ihrer Kreativität, ihrem Witz und ihrer bedingungslosen Liebe eine Quelle der Freude sind, wenn ich an ihnen das Wunder der Menschwerdung erlebe, die Entfaltung der Intelligenz, die Aneignung der Sprache, die lustvolle Neugier auf die Welt – und dann daran denke, welchen Einflüssen sie ausgesetzt sein werden, dann wird mir ganz „schiach“, wie der Bayer sagt.



gibt! Ich will, dass es dir gut geht!“ Dafür sind wir Eltern bereit, Opfer zu bringen – ein Leben lang. Eine intakte Familie zu bauen und eine gute Mutter und ein guter Vater zu werden, ist der vom Leben vorgesehene Reifungsweg für den Menschen.

Welche Rolle spielt die Gender-Ideologie bei all dem, die inzwischen ja in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen ist?



sen. Das alles ist dem ungebremsten „Fortschritt“ der sexuellen Revolution zu verdanken.

Wieso sprechen Sie von Lüge?

Kuby: Die grundlegendste anthropologische Gegebenheit, dass ein Mensch eine Mutter und einen Vater hat, wird den Bedürfnissen kleiner und kleinster Minderheiten geopfert. Der Begriff Gemeinwohl, dem die Politiker und Richter verpflichtet sein



Wie ist es zu dieser Abwendung von der Kindergeneration gekommen?

Kuby: Was ist das Credo der von Gott abgefallenen Gesellschaft? Extremer Individualismus und Materialismus: Jeder denkt an sich, nur ich denke an mich. Meine Bedürfnisse müssen erfüllt werden. Ich definiere mich selbst nach meinen Gefühlen! Ich entscheide heute, ob ich Mann oder Frau oder sonst etwas Diverses bin. Ich bestimme, ob ein Kind getötet oder künstlich produziert wird. Dahinter steht eine Verabsolutierung von Freiheit, die mit der Wirklichkeit auf Kriegsfuß steht. Wir haben weder die Welt noch uns selbst geschaffen. Leben gelingt, wenn wir ja sagen zu den Bedingungen unserer Existenz, ja sagen zu unserem Körper, wenn wir dem Leiden nicht auf Kosten anderer entfliehen wollen, wenn wir lernen zu lieben. Liebe erfordert früher oder später die Bereitschaft zum Opfer. Das erleben Eltern ab dem ersten Geburtstag ihres Kindes. Ein Kind muss hören und erleben: „Schön, dass es dich

Kuby: Wie es möglich war, in wenigen Jahrzehnten die gesamte Gesellschaft bis in die Mikrostrukturen mit der Gender-Ideologie zu durchsäuern, wird Soziologen beschäftigen, wenn das Zerstörungswerk vollbracht ist und die Vorreiter und Mitläufer mit hohlen Augen auf die Scherben schauen. Die politische Vergewaltigung der Sprache spielt dabei eine wesentliche Rolle. Die Mutter ist laut Gesetz in Spanien zum Progenitor 1, also „Erzeuger“, und der Vater zum Progenitor 2 geworden, TV- und Radio-Moderatoren machen eine Kunstpause beim diversen Sternchen. Der „Unfug“ nimmt halluzinatorischen Charakter an: Muttermilch soll in englischen Krankenhäusern „menschliche Milch“ heißen, weil eine Frau, die sich als Mann fühlt, schließlich auch ein Kind stillen kann. Justizministerin Christine Lambrecht will verheiratete lesbische Frauen „gleichstellen“. Kinder sollen nun in der Geburtsurkunde zwei „Mütter“ haben und keinen Vater – die Lüge wird ins Gesetz gegos-

sollten, ist zum Fremdwort geworden. Aber es gibt halt nun mal nur Männer und Frauen, wenn man von den äußerst seltenen biologischen Fehlbildungen absieht, und es lässt sich auch nichts daran ändern, dass der Mensch durch die Verschmelzung einer männlichen Samenzelle mit einer weiblichen Eizelle entsteht. Wenn man daran rüttelt, zerstört man die Existenzgrundlage der Gesellschaft und damit die Bedingungen für das gesunde Aufwachsen von Kindern. Man erzeugt psychisches Masseneleid und, nebenbei bemerkt, ungeheure Kosten für die Gemeinschaft.

Es gibt bestimmt viele Leser, die Ihre Kritik an sich unterstützen, die aber nicht auf das Scheidungsrecht oder ihre homosexuelle Lebenspartnerschaft verzichten wollen.

Kuby: Wessen Bedürfnisse haben Priorität, die der Erwachsenen oder die der Kinder? Selbstverständlich stelle ich nicht in Frage, dass homosexuelle Menschen liebesfähig

sind und auch einen tiefen Kinderwunsch haben können. Wir müssen uns aber fragen, mit welchem Recht der Gesetzgeber und die Justiz deren Wunsch, ein Kind zu adoptieren oder künstlich zu produzieren, über das Menschenrecht eines Kindes stellt, eine Mutter und einen Vater zu haben. Hat es denn irgendetwas mit Liebe zu einem Kind zu tun, wenn ein gleichgeschlechtliches Paar das Kind seiner Abstammung und damit seiner Identität beraubt, indem es das fehlende genetische Material kauft und es gegebenenfalls im gemieteten Bauch einer fremden Frau austragen lässt, von den gesundheitlichen Schäden ganz abgesehen? Bei der Scheidung ist es nicht anders. Wessen Bedürfnisse haben Vorrang, die der Eltern oder die der Kinder? Gewalt und Missbrauch können eine Scheidung unumgänglich machen. Aber in den meisten Fällen geht es um die Bedürfnisbefriedigung Erwachsener, die nicht bereit waren, miteinander zu wachsen. Scheidung ist für Kinder traumatisch und eine „never ending story“ mit immer neuem Verwandtschaftspatchwork. Meine Hoffnung bei diesem und allen anderen Kapiteln meines Buches ist, dass das Herz des Lesers angerührt wird, wenn er sich von Ideologie befreit und die Wirklichkeit zur Kenntnis nimmt. Vielleicht kommen er und sie dann zu dem Schluss: Das darf und das will ich nicht tun: Ein ungeborenes Kind töten, es zu einem käuflichen



Produkt entwürdigen, ihm die Mutter oder den Vater vorsätzlich entziehen, der Sexualisierung ausliefern, dem Smartphone und der Scheidung.

Sie meinen, früher war alles besser?

Kuby: Ich behaupte nicht, früher war alles gut. Die Familien sind einerseits das Habitat der Liebe, andererseits die Brutstätte von Neurosen. Leider sind wir von Egoismus getrieben und müssen erst lernen,



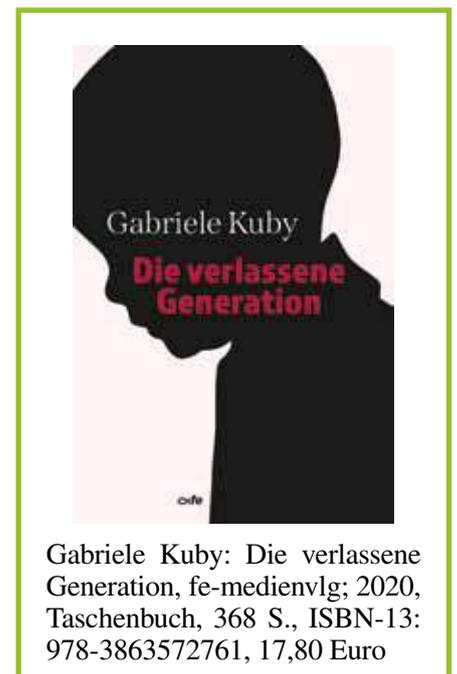
zu geben und zu lieben. Die Familie ist der Ort, der dafür vorgesehen ist. Wenn wir nicht bereit sind, gemeinsam zu wachsen, machen wir uns selbst und andere unglücklich. Es ist nicht möglich, durch Strukturen einen idealen Zustand zu schaffen und so Leid zu vermeiden. Stattdessen ist der Mensch aufgerufen, nach dem Guten zu streben und das Böse zu meiden, um die unvollkommene Welt so zu gestalten, dass die Würde des Menschen geachtet und die Freiheit immer neu erkämpft wird. Dazu muss er erzogen werden. Die grundlegenden menschlichen Haltungen wie Urvertrauen, Bindungsfähigkeit, Verantwortung, Anstand, Lernbereitschaft, Leistungsfähigkeit, Selbstvertrauen lernt Hänchen in der Familie oder gar nicht. Alexis de Tocqueville staunte über die Demokratie in Amerika und erkannte, dass sie nur auf der Basis des Christentums möglich ist, denn der Glaube an die Verantwortung vor dem Schöpfer motiviert den Menschen zum Guten.

zu geben und zu lieben. Die Familie ist der Ort, der dafür vorgesehen ist. Wenn wir nicht bereit sind, gemeinsam zu wachsen, machen wir uns selbst und andere unglücklich. Es ist nicht möglich, durch Strukturen einen idealen Zustand zu schaffen und so Leid zu vermeiden. Stattdessen ist der Mensch aufgerufen, nach dem Guten zu streben und das Böse zu meiden, um die unvollkommene Welt so zu gestalten, dass die Würde des Menschen geachtet und die Freiheit immer neu erkämpft wird. Dazu muss er erzogen werden. Die grundlegenden menschlichen Haltungen wie Urvertrauen, Bindungsfähigkeit, Verantwortung, Anstand, Lernbereitschaft, Leistungsfähigkeit, Selbstvertrauen lernt Hänchen in der Familie oder gar nicht. Alexis de Tocqueville staunte über die Demokratie in Amerika und erkannte, dass sie nur auf der Basis des Christentums möglich ist, denn der Glaube an die Verantwortung vor dem Schöpfer motiviert den Menschen zum Guten.

Als Sie eingangs sagten, „Kinder und Jugendliche werden von uns im Stich gelassen“, meinten Sie also, dass wir unseren Anspruch auf unbeschränkte sexuelle Freiheit, Konsum und bequemes Leben über die Bedürfnisse unserer Kinder stellen?

Kuby: Ich beschreibe Tendenzen, die nicht nur die Kinder, sondern auch unsere Zukunft gefährden. Aber es ist immer noch die Mehrheit der Eltern, die sich bemüht, liebevoll, verantwortungsvoll und verlässlich für ihre Kinder da zu sein. Sie müssen dies in einer krankmachenden Gesellschaft tun, in der der Staat immer tiefer in die Familie und die Elternrechte eingreift. Deswegen kämpfen die Linken hartnäckig darum, Kinderrechte in die Verfassung aufzunehmen, was völlig überflüssig ist, wie Rechtsexperten übereinstimmend sagen, weil Kinder auch Menschen sind. Kinderrechte dienen nicht den Kindern, sondern schaffen dem Staat neue Möglichkeiten des Zugriffs durch die juristische Aushöhlung des in der Verfassung garantierten Erziehungsrechts der Eltern. Eltern brauchen eine Vision von Familie, die Wahrnehmung der Gefahren, Verzichtsbereitschaft und die Entschlossenheit, ihre Kinder in ihrem Leben an die erste Stelle zu setzen. Der Lohn ist die Chance auf eine glückliche Familie, fraglose Zugehörigkeit über Generationen und Bewahrung vor Einsamkeit.

Das Interview führte Moritz Schwarz von der „Jungen Freiheit“ in Nr. 9 - 26.2.2021



Gabriele Kuby: Die verlassene Generation, fe-medienvlg; 2020, Taschenbuch, 368 S., ISBN-13: 978-3863572761, 17,80 Euro

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Heiliger Athanasius Verteidiger der Göttlichkeit

Er lebt in einer Zeit, in der das frühe Christentum von innerkirchlichen Auseinandersetzungen fast zerrissen wird. Es geht um die entscheidende Frage, ob Christus Gott ist. Das hat das Konzil von Nicäa gerade festgelegt. Bischof Arius aber lehrt, dass der Vater den Sohn geschaffen habe, dass Christus einen Anfang habe, also nicht ewig und daher nicht wahrer Gott sei. Er bestreitet, dass er wesensgleich mit dem Vater ist. Mit Bischof Alexander von Alexandria – dem Vertreter der Gegenseite – ist auch der junge hochgelehrte Diakon Athanasius nach Nicäa gekommen.

Die Verteidigung der Gottheit Christi wird von nun an sein Leben bestimmen. Man wird ihn oft verbannen, einen „ewigen Störenfried“ nennen, aber auch „Athanasius contra mundum“, da er nach jeder Verbannung wiederkommt. Weil er klein und dunkelhäutig ist, nennen seine Gegner ihn „schwarzen Zwerg“, seine Anhänger nennen ihn „Säule der Kirche“.

Als Athanasius 328 seinem Vorgänger Alexander als Patriarch nachfolgt, hebt Kaiser Konstantin gerade die Verbannung des Arius auf. Schnell werden unter den Bischöfen Gerüchte über Athanasius verbreitet. Er tyrannisiere und: Er habe Arsenius, einen Bischof der Meletianer, umgebracht und seine Hand abgeschnitten. Gesichert ist der Mord nicht; im Gegensatz zu rechtsstaatlichen Prinzipien muss der Beschuldigte seine Unschuld beweisen. Doch Athanasius findet den angeblich Toten. Und der hat zwei sehr lebendige Hände.

Auf der Synode von Tyros 335 wird der Bischof Athanasius abgesetzt und von Konstantin nach Trier verbannt. Nach dessen Tod wird die Verbannung 337 aufgehoben, 339 muss

Athanasius nach Rom fliehen. Das Schicksal der Bischöfe ändert sich mit den wechselnden Verhältnissen im Staat, mit dem die gerade erst anerkannte Kirche eng verbunden ist. Die Kirchenspaltung aber zeigt sich deutlich während der Reichssynode in Serdica, die von Kaiser Constantius II. einberufen wird.

Die Bischöfe des Westens kommen mit den wieder aufgenommenen Bischöfen Athanasius und Marcellus, die Bischöfe des Ostens verlangen deren Ausschluss. Schließlich ziehen die einen in die Stadtkirche ein, die anderen tagen im kaiserlichen Palast.

Kaiser Constantius plant ein neues Glaubensbekenntnis als Kompromiss, er ruft Synoden in Arles, Mailand und Beziers ein, auf denen er die Verurteilung des „ewigen Störenfrieds“ gewaltsam durchsetzt, denn Athanasius kann sich in der Frage der Göttlichkeit Jesu nicht auf einen Kompromiss einlassen. Die Bischöfe des Westens distanzieren sich von ihm.

Als er im Februar 356 eine Heilige Messe in der Theonaskirche feiert, wird diese gestürmt. Athanasius wird für abgesetzt erklärt. Nun muss er zu den Mönchen in der Wüste fliehen. Eine seiner vielen Schriften behandelt das „Leben des Heiligen Antonius“ und wird prägend für Mönche der Ost- und der Westkirche.

Kaiser Julian hebt die Verbannung auf, dann steht Athanasius dessen Repaganisierungspolitik im Weg als die überkommenen heidnischen Kulte wiederbelebt werden sollen. Athanasius muss gehen.

Julian stirbt an den Folgen eines Kampfes mit den Sassaniden, der

Heilige kehrt in seine Diözese zurück, versucht mit dem Lehrschreiben „Tomus ad Antiochenos“ dort den Frieden wiederherzustellen. Voraussetzung ist, dass der Glaube der Väter von Nicäa angenommen und nicht behauptet wird, der Heilige Geist sei ein Geschöpf und vom Wesen Christi getrennt. Die Einheit wird nicht erreicht.

Wenig später wird Athanasius von Kaiser Valens verbannt. Doch der Bischof kehrt zurück.

Nach fast 1700 Jahren bekennen wir noch im großen nicäanischen Credo,

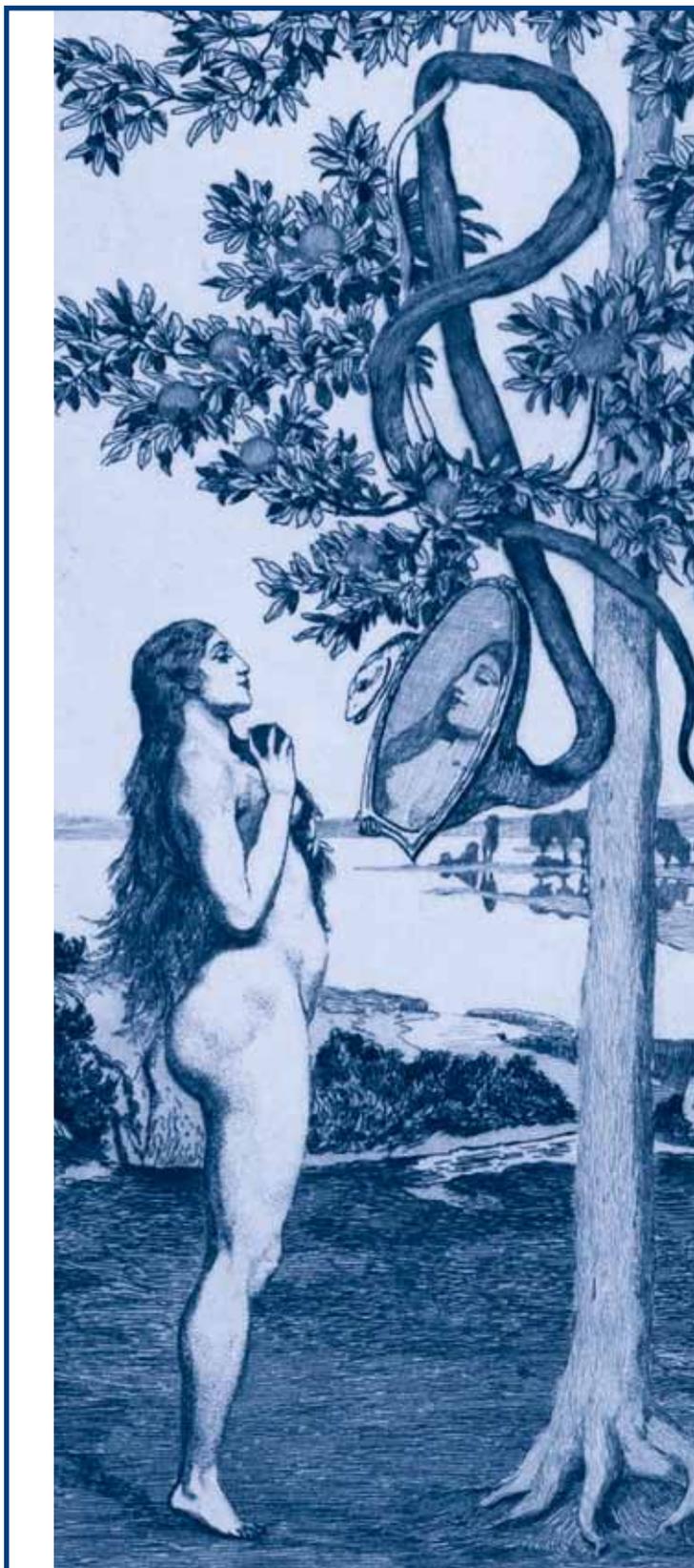


dass Christus wahrer Gott ist, „eines Wesens mit dem Vater“.

Wenn wir am 2. Mai, dem Tag, an dem der Kirchenlehrer 373 in Alexandria gestorben ist, seiner gedenken, haben wir allen Grund dankbar zu sein. Denn er bezeugt mit seinem Leben, dass es Kompromisse in der Lehre nicht geben kann, wenn es um die Essenz des Glaubens geht. Mögen Synoden anders entscheiden, mögen Bischöfe sich abwenden, mag eine Mehrheit leichtere Wege suchen, die Wahrheit bleibt. ■

Als Eva Gott spielen wollte

Bibeltexte haben mit dem realen Leben zu tun



Sind wir noch lernfähig? Das ist eine existenzielle Frage.

Mit dieser Frage ist nicht gemeint, ob wir uns noch Digital- und Computerfähigkeiten aneignen wollen. Es geht um mehr: Wollen wir uns noch mit dem beschäftigen, was in die Ewigkeit hineinreicht?

Die Bibel sagt uns im Schöpfungsbericht Wesentliches über die Grundbefindlichkeit des Menschen. Die meisten werden Schöpfungstexte mit einer Handbewegung abtun: Märchen! Sie haben mit dem realen Leben nichts zu tun. Ist das wirklich so?

Im Schöpfungsbericht (Genesis) fragt die Schlange Eva: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?“ Eva lässt sich auf einen Dialog ein, bei dem sie den Kürzeren ziehen muss. Auf der einen Seite stehen Versuchlichkeit und Neugier – menschliche Eigenschaften – auf der anderen Seite raffinierte Lügen und das überlegene Wissen des gefallenen Engels, vor dem Gott den Menschen bewahren wollte.

Eva antwortet: „Von den Früchten der Bäume dürfen wir essen ... nur von den Früchten des Baumes in der Mitte des Gartens dürfen wir nicht essen, hat Gott gesagt, sonst müssen wir sterben“.

Darauf die Schlange: „Auf keinen Fall werdet ihr sterben. Denn Gott weiß, sobald ihr davon esst, werden euch die Augen aufgehen und ihr werdet wie Gott sein und wissen was Gut und Böse ist.“

Da sah die Frau, dass die Früchte des Baumes lieblich anzuschauen, begehrenswert wären und zum Kosten einladen, um so klug zu werden. Sie nahm von seiner Frucht, aß und gab auch ihrem Mann und der aß auch davon. Dann gingen beiden die Augen auf und sie erkannten, dass sie nackt waren.

Die Versuchung der absoluten Selbstbestimmung, die Faszination dessen, was „schön anzusehen ist“ räumte das Stoppschild Gottes weg.

Die Realität unserer Tage – sein werden wie Gott!

Wir stehen im zweiten Jahr der Corona-Pandemie. Will uns Gott damit etwas sagen? Wenn Gott mit dem Leben zu tun hat, steht er vor dem Elend nicht unbeteiligt beiseite. Das ist jedoch kein Thema für Politik, Gesellschaft und Medien – auch nicht für die meisten Bischöfe, die uns die Zeichen der Zeit erklären sollten. Auch sie hoffen ausschließlich auf den medizinischen Fortschritt.

Zeitungsüberschriften wie „Bund und Länder ringen um Wege aus dem Lockdown“ (AZ, 4.3.2021) oder „Im Coronastreit liegen die Nerven blank“ (AZ, 5.3.21), „Warum die Corona Notbremse bislang versagt hat“ (AZ,



**Wenn Menschen
entscheiden,
was „gut oder
böse“ ist,
ist das Ergebnis
ein Chaos**

5.3.21) müssten beitragen, dass uns die Augen hinsichtlich „der Machbarkeit menschlichen Handelns“ aufgehen.

Sein wie Gott, die Gesetze, die der Schöpfer in die Natur gelegt hat, durch Wissenschaft und Technik aushebeln zu können, lässt das Gefühl von Selbstbestimmung und totaler Freiheit aufkommen. Das ist die Schöne Neue Welt.

Diese absolute Autonomie betrifft besonders den Anfang und das Ende des Lebens. Das Lebensende kann einsam, verbittert und schmerzvoll erlebt werden. Priester, Ärzte und Verwandte wissen das. Selbst einfühlsame Wegbegleiter im Hospiz können den Naturablauf nicht ändern.

Als das Bundesverfassungsgericht im Februar 2020 Beihilfe zum „selbstbestimmten Tod“ erlaubte, wurde das mit dem Recht auf Selbstbestimmung begründet und von vielen als Erweiterung des Freiraums gedeutet. Wenige Tage später verfügte der Staat aufgrund der Corona-Pandemie Einschränkungen, auch von Grundfreiheiten für alle, wie sie die Deutschen seit Einführung der Bundesrepublik noch nicht erlebt haben. Da gingen den Deutschen – hoffentlich – die Augen auf.

Am Lebensanfang schwingen sich heute Menschen zum Herrn über Leben und Tod auf. Sie werden zu Beherrschern der Kinder. Eltern bestimmen, ob Kinder, die sich anmelden durch die Lebenstür hereingelassen werden. Über Hunderttausenden wird das jährlich in Deutschland nicht erlaubt. Denn sie stören das gewohnte Leben, die noch nicht abgeschlossene Ausbildung, den geplanten Urlaub. Es kann auch sein, dass die Vorselektion von PID den Neankömmling mit Down-Syndrom sieht. Die rechtswidrige, aber straffreie Abtreibung, die viele als Fortschritt sehen, „befreit“ von der Abhängigkeit vom Kind. Menschen entscheiden also, was sie für „gut oder böse“ anschauen. Das hat die Schlange Eva versprochen.

Wenn dem selbstbestimmenden Menschen die Fähigkeit, ein Kind zu bekommen, verweigert ist, kann er den Weg gehen, den ihm Gentechnologie und „liberale“ Gesetzgebung anbieten: Die Implantation befruchteter Föten, d.h. von Menschen im embryonalen Entwicklungsstadium. Dabei wird mit einer Überzahl von Föten „gearbeitet“, weil sich nur ein befruchtetes Ei entwickeln soll, die übrigen werden abgetötet.

Wer genügend Geld hat, kauft sich das „gewünschte Genmaterial“ und lässt das Kind von einer Leihmutter austragen. Jene, die das „Austricksen“ der Natur als gewaltigen Fortschritt und als „schön“ empfinden, fordern,

dass die bei uns dafür noch bestehenden gesetzlichen Schranken beseitigt werden.

Die Letzten in dieser realen „schönen Welt“ sind die Kinder. Der Umgang mit ihnen nimmt „Warencharakter“ an. Ihre Grundbedürfnisse wie Bindung, Geborgenheit und selbstlose Liebe stehen nicht im Vordergrund. Im extremen Fall lernen sie nie ihren Vater und ihre Mutter kennen. Bei homosexuellen Paaren fehlt „ihren“ Kindern das Naturrecht auf die Eltern.

Kommen Kinder schon im ersten Lebensjahr in die kollektive Fremdbestimmung der Kitas, müssen sie sich die Zuwendung der Ersatzmütter erkämpfen. Der erzwungene Liebesentzug kann durch das von Spielzeug überquellende Kinderzimmer nicht ausgeglichen werden. Ab Smartphone-Zeit wird die Phantasiewelt der „verlassenen Generation“ (Gabriele Kuby) durch hochgeladene Bilder in Beschlag genommen und zum wichtigsten Erziehungsmittel.

Am härtesten betrifft es die Kinder, wenn Eltern ihre Selbstbestimmungswünsche nicht zurückstecken wollen oder sie einen neuen Partner finden und sich trennen. Das ist selbst für Kinder eine Katastrophe, wenn ein Partner das Zusammenleben unmöglich macht. Für die Kinder bricht eine Welt zusammen. Den Kindern gehen die Augen auf über den autonomen Menschen, der Gott spielt.

Der „verlassenen Generation“ wird nicht geholfen, wenn ihnen „Kinderrechte“ eingeräumt werden. Diese alte Idee der Linken, sich die „Lufthoheit über Kinderbetten“ zu erschleichen, dient dem Zweck, Kinder frühzeitig zu kollektivieren. Was Kinder wirklich brauchen, nämlich Zuwendung, Verstehen, sich mit ihnen abgeben, bekommen sie so nicht.

Die „schöne Neue Welt“ wird durch die Genderideologie vorbereitet. Sie ist die Vergewaltigung der Sprache, um die Bedeutung des Wortes zu verändern und den Menschen ihre Identität zu nehmen, gemäß dem Ausspruch der Simone de Beauvoir „man wird nicht als Frau geboren, sondern dazu gemacht“. In dieser Genderwelt gibt es z.B. nicht mehr Vater und Mutter, sondern Gender 1 und Gender 2. Die Genderideologie nistet sich überall ein, selbst in der Kirche, wo wir eigentlich davor bewahrt werden sollten, dass die Schöpfung auf den Kopf gestellt wird.

Gott verweigert nicht Fragen und Forschen. Die eigentliche Frage ist, wozu die Ergebnisse dienen: Allen Menschen, besonders den Schwachen und Hilfsbedürftigen, oder um Macht auszuüben über Menschen, über die Natur, um so Gott zu spielen. Die Versuchung dazu liegt auf der Hand. Der Genesisbericht zeigt uns dies deutlich. ■

Wahrheit ist nicht mehr gefragt

Über den Kulturkampf im Journalismus in Zeiten der sozialen Netzwerke und dem verblässenden Vorbildcharakter der New York Times

Die New York Times ist eine Institution. Die mittlerweile fast 170 Jahre alte Zeitung gehört seit Jahrzehnten zu den besten Tageszeitungen der Welt und aus ihrer Redaktion sind Dutzende von Pulitzerpreisträgern hervorgegangen. Die NYT erlebte ihren ersten Aufschwung und internationale Beachtung vor 130 Jahren, als Adolph Ochs die Zeitung übernahm. Er änderte den Titel und schuf den Slogan, der ihren Mythos begründete: „All the news, that’s fit to print“ – womit er meinte: wir bringen alle Nachrichten, die es wert sind, gedruckt zu werden. Das richtete sich an ein möglichst breites Publikum und ging davon aus, dass „fit to print“ heißt: Was irgendwie der Wahrheit entspricht, ähnlich wie der berühmte Historiker Leopold von Ranke es für die Geschichtserzählung in dem Satz ausdrückte: Schreiben, was gewesen ist. Bei dieser für die Tagesgeschichte grundlegenden Arbeit ging sie bislang von den berühmten fünf „W“ aus: Wer, was, wann, wo und warum. Damit unterschied sie immer zwischen Fakten und Meinung, zwischen Bericht und Kommentar. Das war die Basis für ihren Vorbildcharakter für ganze Generationen von Journalisten. Sie hielt diese journalistische Linie auch im Layout durch, was ihr den Beinamen „grey lady“, graue Dame, einbrachte. Erst seit 1997 hat die Zeitung Farbfotos auf der ersten Seite.

Noch heute wird die New York Times Company, in deren Besitz die Zeitung ist, von den Nachfahren des Herrn Ochs dominiert, Verleger und Herausgeber ist zurzeit Arthur Gregg Sulzberger. Die Zeitung beschäftigt 1700 Journalisten und ist damit die redaktionsstärkste in den USA. Ihre dominierende inhaltliche Ausrichtung ist linksliberal, aber

sie ließ stets auch andere Meinungen als „fit to print“ zu. Diese Meinungsvielfalt war nicht nur die Grundlage für ihr journalistisches Ansehen, sondern auch für ihre wirtschaftliche Stabilität. Bis in die späten achtziger Jahre steigerte sich der Gesamtumsatz auf 1,6 Milliarden Dollar. Dann erfolgte auch für die grey lady der existentielle Kampf gegen das Internet. Die Werbeeinnahmen sanken drastisch, an der Börse verlor das Unternehmen bis 2012 rund 80 Prozent an Wert. Die erste Frau als Chefredakteurin, Jill Abramson, entwickelte eine Online-Strategie. Dies half der New York Times, „die Wandlung in ein digital und multimedial ausgerichtetes Unternehmen fortzusetzen“, so Arthur Ochs Sulzberger Jr., der Vorgänger des jetzigen Verlegers.

2016 kam der Glücksfall für das Unternehmen: Donald Trump wur-

de zum Präsidenten gewählt und das verbissene Ringen gegen Trump erwies sich bald als reiche Goldader, übrigens auch für andere linksliberale Blätter wie die Washington Post. Die Präsidentschaft des polarisierenden Trump brachte der New York Times in den vergangenen Jahren Zuwächse bei den digitalen Abonnentenzahlen um rund 4,5 Millionen neue zahlende Leser auf insgesamt 6,7 Millionen. Seit der Präsidentschaft Biden aber sinken die Zahlen. Beim Onlineangebot der Washington Post, die dem Trump-Kritiker und Amazon-Boss Jeff Bezos gehört, ging die Zahl der Besucher auf der Webseite allein im Februar gegenüber dem Vormonat um 26 Prozent zurück. Auch die New York Times litt im Februar unter einem zweistelligen Leserverlust, 17 Prozent weniger verzeichnet die Webseite. Über die Zahl der Zeitungsabonnenten wird man



Bari Weiss und Donald McNeil:
Ihre Geschichten und Karrieren stehen für früheren Glanz und heutigen Niedergang einer journalistischen Institution.





Früher:
mit Krawatte,
Schreibmaschine
und hemdsärmelig
auf der Suche
nach Wahrheit.



hemdsärmeliger Ton vorherrschte. Das wirklich Neue an der Situation heute ist indes, dass die Zeitung sich nicht mehr an alten Grundsätzen orientiert, sondern an der Befindlichkeit der Leser. Die Zeitung hat die Krise der sinkenden Werbe-Einnahmen und Auflagen in den letzten Jahrzehnten durch die Steigerung der Online-Abonnenen-Zahlen wettgemacht und sogar die Gewinne dadurch noch gesteigert. Die neuen Digital-Abonnenen aber sind jünger, emotionaler, in den sozialen Netzwerken aktiver und politisch deutlich weiter links einzuordnen als die (früheren und auch heutigen) Abonnenen der Print-Ausgaben. Dasselbe gilt für die jüngeren Redaktionsmitglieder, ob männlich oder weiblich. Das Credo dieser Aktivisten ist ein kollektivistisches, sie nennen sich selbst Community. Und ihnen kommt es nicht auf Fachwissen oder Fakten an, sondern nur auf die Gesinnung – die der eigenen Community natürlich. Das daraus resultierende Weltbild ist ziemlich einfach: Wer nicht so denkt und fühlt wie wir, ist ein Feind. Das geht aus dem Brief hervor, den die Community der 150 Aktivisten an die Chefredaktion richtete, als bekannt wurde, dass McNeils Covid-Berichterstattung für den Pulitzerpreis eingereicht werden sollte. Da wurde schnell der Vorfall der Leserreise, der bislang nur intern diskutiert worden war, an die Konkurrenz durchgestochen, veröffentlicht und die Veröffentlichung zum Anlass für den Brief genommen. Darin heißt es: „Unsere Community ist empört und verletzt. Trotz der Verpflichtung der Times, Diversität und Inklusion ernst zu nehmen, hat sie eines der wichtigsten Berichterstattungsgebiete – eine Pandemie, unter der vor allem People of Color leiden, – jemandem übertragen, der sich entschieden hat, eine anstößige Sprache zu benutzen.“ Dass McNeil weder diese Entscheidung getroffen noch sonst gegen irgendwelche journalistischen Grundsätze verstoßen hat, spielt keine Rolle. Entscheidend sollen die Gefühle sein. Die „Kollegen“ fordern sogar, dass Berichterstattungsgebiete künftig nach anderen als rein fachlichen Kriterien vergeben werden sollen. Die 150 Kollegen, die von dem Verleger die Entlassung McNeils verlangten, lehnen die möglicherweise lautere Absicht bei einer Diskussion

im Mai mehr erfahren. Die Aktie der New York Times Company notierte jedenfalls im April auf dem tiefsten Stand seit drei Monaten.

Der Sinkflug dürfte allerdings auch mit der journalistischen Qualität zu tun haben. Diese Qualität erlebt einen beispiellosen Niedergang. Und hier wird der Fall des Vorbilds interessant für die gesamte Branche. Das Image der NYT als vertrauenswürdige Nachrichtenquelle wurde bereits im März 2003 erschüttert, als bekannt wurde, dass ihr Reporter Jayson Blair zahlreiche Artikel nicht vor Ort recherchiert und zum Teil auch einfach erfunden hatte. Chefredakteur Howell Raines und der leitende Redakteur Gerald Boyd traten zurück. Die NYT kündigte an, ihre Veröffentlichungspraxis zu überprüfen. Es war eine Art Relotius-Fall für die NYT. Man hätte es als Episode sehen und zu den bewährten Methoden zurückkehren können. Aber statt der Wahrheit den Vorzug zu geben und ihrem Mythos gerecht zu werden, geriet die ehrwürdige Dame des Journalismus in einen Strudel geistig-emotionaler Verwirrung. Im Sommer 2020 wurde der interne Machtkampf zwischen linksliberalen Aktivisten, die keine andere Meinung mehr akzeptieren, und Journalisten der alten Schule, denen es um die Fakten und tatsächlich auch um ein Stück Wahrheit ging, zur offenen Feldschlacht. Eine immerhin linksliberale Kommentatorin, Bari Weiss, die 2017 von der Washington Post übergewechselt war, warf angesichts des dauernden Mobbings genervt das

Handtuch. Im Juni folgte James Bennett, der Chef der Meinungsseiten, weil eine Gruppe von rund 150 aktivistischen Redakteuren, die ihre Hetze besonders im Internet verbreiten und so Druck auf die Leitung des Unternehmens ausüben, Anstoss nahm an einem Kommentar des republikanischen Senators Tom Cotton, der sich für den Einsatz der Armee gegen Unruhestifter und Anti-Rassismus-Demonstranten ausgesprochen hatte.

Der prominenteste Fall liegt erst einige Monate zurück. Am 5. Februar kündigte der Wissenschaftsredakteur und Covid-19-Experte (seine Artikel wurden millionenfach angeklickt) Donald McNeil, nach einer monatelangen Kampagne der Gefühls-Aktivisten. Sie warfen ihm vor und mobilisierten dafür Hetzkampagnen im Netz, dass er bei einer Leserreise mit Schülern vor zwei Jahren das Wort Nigger verwendet habe. Dabei hatte er auf eine Frage einer Schülerin nur eine Lehrerin zitiert, um seine selbstverständlich anti-rassistische Meinung kund zu tun. Der Vorwurf aber lautete: Allein die Nennung des N-Wortes verletze die Gefühle anderer. Es half nichts, dass McNeil seit 45 Jahren für das Blatt arbeitete und gerade mit seinem Fachwissen als Pandemie-Experte die Glaubwürdigkeit der Zeitung gesteigert hatte.

Es ist wahrscheinlich, dass die jungen Gefühls-Aktivisten mit der rauen Art nicht zurechtkamen, die McNeil sich aus den Anfängen seiner Zeit bei der NYT angeeignet hatte, als im riesigen Newsroom viele Jahre lang ein

oder dem Verfassen eines Artikels als Kriterium ab und formulieren als Kriterium: Es komme „allein darauf an, was ein Akt beim Opfer auslöst“.

Das ist die Ablehnung des faktenbasierten Diskurses. Nicht auf Tatsachen, auf „das, was gewesen ist“ kommt es an, sondern auf Emotionen und Befindlichkeiten. Recht hat, wer mehr mobilisiert und sich so mit lauterem Geschrei durchsetzt. Das erinnert an die klassische Situation des Pilatus. Im Angesicht der offenkundigen Unschuld des gepeinigten Jesus vor ihm, sucht er nach der Wahrheit. Aber die Menge schreit und als sie immer lauter wurde, gab er nach und wusch sich die Hände (vergl. Matth. 27,24). Das ist „Wahrheitsfindung“ per Shitstorm, nicht mehr durch Recherche. Die Karikaturisten Achim Greser und

mit Berichterstattung oder allgemein mit Journalismus zu tun hat und wohin das führen soll. Es ist zwar in der Publizistik-Wissenschaft allgemeiner Konsens, dass es die Objektivität nicht gibt. Aber es gibt, wie Emil Dovifat, der Vater der deutschen Nachkriegspublizistik es formulierte, eine „subjektive Wahrhaftigkeit“, also das Suchen nach der Wahrheit, das Hören beider Seiten, die Antworten auf die fünf Ws nach bestem Wissen und Gewissen, eine gewisse Fairness im Umgang mit Informationen. Der Spiegel-Gründer Rudolf Augstein nannte das: „Sagen, was ist.“ Die neue Generation von journalistischen Aktivisten aber will nur noch sagen, was sein soll. Das ist Ideologie pur.

Das Phänomen ist nicht neu. Vor knapp hundert Jahren schrieb Kurt

Es kam das Radio, das Fernsehen, das Internet. Das Mittel der Kommunikation hat sich geändert, entwickelt und multipliziert. Der Grundauftrag der öffentlichen Kommunikation, die Vermittlung von Tatbeständen und Ereignissen, ist geblieben. Das ist lebensnotwendig für einen der Wahrheit verpflichteten Journalismus und mithin auch für jede Demokratie. Denn wenn Journalisten nicht mehr vermitteln, sondern nur noch verkünden, dann fragmentiert die Gesellschaft, ihr Grundkonsens bei der Wahrnehmung der Welt und Wirklichkeit verdunstet und das Recht, das ja auf dem allgemeinen Konsens beruht, verliert seine strukturstiftende Kraft. Aus dem Jahrhundertwerk „Die Schweigespirale“ von Elisabeth Noelle-Neumann wissen wir, dass die öffentliche Meinung, deren Architekten und Akteure die Journalisten sind, eine starke Integrationsmacht ausübt. In ihrer horizontalen Wirkungsachse hält sie die Basis der Gesellschaft zusammen, in ihrer vertikalen Wirkungsachse erzwingt sie, dass die Herrschenden die Bedürfnisse der Regierten berücksichtigen. Die öffentliche Meinung ist, wie Ortega y Gasset es schon formulierte, „das Gravitationsgesetz der Politik“. Wenn aber die veröffentlichte Meinung nicht mehr mit der schweigenden, öffentlichen Meinung übereinstimmt, weil mehr indoktriniert wird als informiert, dann bröckelt der Konsens und das Fundament rutscht weg. Es geht nicht ohne Wahrheit.

„Der Kern der Krise von heute ist der Verzicht auf die Wahrheit“, konstatierte Benedikt XVI. noch als Kardinal Ratzinger schon vor mehr als vierzig Jahren. Dieser Verzicht auf die Wahrheitsfindung hat den Journalismus voll erfasst. Vor einigen Jahren konnte man noch halb resignierend feststellen, dass viele Journalisten gegenüber der Wahrheitsfindung gleichgültig seien, dass sie im Grunde nur Nihilisten, Jünger des Pilatus oder Adepten Sartres sind. Das Nichts ist ihr Ideal, entscheidend sind Quoten und Auflagen. Heute könnte man voll resignierend sagen: Sie sind nicht gleichgültig, sondern diktatorisch. Der Begriff der Meinungsdictatur hat dieser Entwicklung nur vorgegriffen. Heute geht es



Heute:
mit Smartphone
und online auf der
Suche nach Klicks.

Heribert Lenz nennen das in einem Artikel, der sich mit der Abschaffung der Karikatur in der NYT befasst, einen „Kotau vor den Utopisten einer diskriminierungsfreien Welt, die glauben, den Schlüssel für deren Erlösung darin zu besitzen, dass sie die Sprache in Wort und Bild steril halten und auf das dialektische Prinzip von Debatten verzichten.“ Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Denn wer Unterschiede in Rasse, Sexualität, Kultur und Religion ausspart, um Zweideutigkeiten zu vermeiden, der landet nicht nur in der Sackgasse des Fanatismus und der dazugehörigen Dummheit, sondern auch im Reich der totalen Intoleranz. Man fragt sich, was das noch

Tucholsky über die Mediengesellschaft seiner Zeit: „Das Malheur ist nicht, dass die Leute Zeitung lesen. Das Malheur ist, dass sie eine Zeitung lesen. Ihr Blatt, das Blatt. Was in dieser Zeitung steht, ist allemal wahr, festgestellt und erledigt.“ Jan Fleischhauer, ein moderner Tucholsky, sagt es im Focus so: „Edel sei der Journalist, betroffen und gut.“ Und zu den Lesern dieser Journalisten: „Wer nur Leute kennt und trifft, die so denken, wie man selbst, hat Mühe, sich vorzustellen, dass man auch ganz anders auf die Welt sehen könnte.“ In den hundert Jahren zwischen Tucholsky und Fleischhauer haben die Medien eine Revolution nach der anderen erlebt:

um die Akzeptanz der Gefühle, der gefühlten Ideologien.

Wie weit können solche Haltungen tragen? Es ist nur eine Frage kurzer Zeit, bis die Fragmentierung durch Gefühle zur Atomisierung der Gesellschaft führt – falls die Zunft nicht zur Besinnung kommt. Die sozialen Netzwerke aber, die in der Corona-Zeit einen veritablen Aufschwung erlebten, tragen in den seltensten Fällen zur Besinnung bei. Mehr als 4,2 Milliarden User zählten sie im Januar 2021 weltweit. Es ist ein globaler Kulturkampf gegen den Massenmenschen, gegen Freiheit und Eigenverantwortung. Pseudomoralische Hysterien besonders bei Themen des Glaubens, der Schöpfung und der Familie gaukeln Vernunft und Gutsein vor. Dabei sind es nur massenpsychologische Phänomene.

Der Weg der liberalen Demokratie in den Abgrund des Nihilismus ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Diese Auffassung vertrat Nietzsche, und heute würde man die guten Vorsätze mit den Begriffen „politisch korrekt“ und subjektive Befindlichkeit übersetzen, allenfalls noch gepaart mit Toleranz. Es ist eine Doppelmoral. Mit der subjektiven Wahrhaftigkeit, der Fairness und dem Willen nach Wahrheit, hat das nichts mehr zu tun. Nietzsche hielt die Toleranz für eines jener „kaschierenden Prunkworte“, die das doppelte Maß der Bewertung anzeigen. In der Tat: Toleranz gehört zum persönlichen Tugend-Baukasten der in Politik und Journalismus tätigen Zeitgenossen. Toleranz ist nach den Maßstäben des Gutmenschentums insbesondere gegenüber dem Islam geboten, ausgenommen von der Toleranzpflicht sind aber romtreue Christen; bei denen darf man, sollte man, muss man politisch korrekt zuschlagen. Natürlich auch beim ehemaligen US-Präsidenten Trump. Der habe nur Chaos produziert, und wer das anders sieht, gilt als unverbesserlicher, reaktionärer Lügner. Da ist, so der Mainstream, Toleranz fehl am Platze. Ausgenommen von der Toleranz sind auch die Lebensschützer und die „Familienschützer“, sofern sie gegen den Mainstream des Denkens verstoßen, der der Wirtschaft und dem Feminismus Vorfahrt einräumt vor der Familie und dem Leben.

Die Anhänger des modernen Toleranzbegriffs berufen sich gern auf die

eigene Meinungsfreiheit und – das ist die höhere Form der Toleranz – auf ein Recht auf Irrtum. Hier schlägt die relativistische Verirrung voll durch. Es gibt kein Recht auf Irrtum. Es gibt nur ein Recht auf eine persönliche Meinung, die allerdings irrig sein kann. Nur: Wenn diese Meinung als Irrtum erkannt ist, dann reduziert sich das Recht auf Irrtum lediglich auf das Recht der persönlichen Freiheit, an einen Irrtum glauben zu wollen. Das ist de facto die Freiheit zur Lüge, das Nein zur Wahrheit. Diese Freiheit hat jeder Mensch. Aber die von der Avantgarde der NYT von allen abverlangte Toleranz bedeutet nicht, ebenfalls nein zur Wahrheit sagen zu müssen. Es gibt indessen auch eine unbeschränkte Toleranz. Sie gilt der Person und ihrer Freiheit, also ihrer Würde. Die Person und ihre Würde sind unantastbar, nicht der Irrtum. Darin ruht auch das Geheimnis der Feindseligkeit. Augustinus hat das einmal so formuliert: Den Sünder lieben, die Sünde hassen. Das Nein zum Irrtum also kann durchaus einhergehen mit einem Ja zum Menschen und seiner Freiheit.

Über diesen Sachverhalt hat die zivilisierte Menschheit, also seit Herodot, Aristoteles oder seit den Zehn Geboten immer schon nachgedacht. Sie hat auch immer differenziert zwischen Person und Sache, zwischen Freiheit und Wahrheit, zwischen Toleranz und Irrtum. Wahrheit und Irrtum sind seinsmäßige Begriffe, Toleranz und Würde dagegen sind an die Person gebunden. Der Irrtum, die Lüge, ist nicht zu tolerieren, die Person aber verliert nie ihre Würde, sie ist immer zu tolerieren. Darin liegt gerade die Größe des Christentums, dass es die Person über den Irrtum stellt. In diesem Sinn hat der Journalist auch Vorbild zu sein, wie es Benedikt XVI. meinte. In einer Botschaft an den Verband der katholischen Presse in Italien schrieb er zu dessen 50. Jubiläum 2009, die (katholischen) Journalisten sollten in Einklang leben mit den Idealen, die sie bekennen. In einer Zeit der raschen Veränderung gelte es, „der Achtung der

Freilich, Wahrheit braucht auch heute ihre Propheten, die den Mut haben vor den Großen, Mächtigen und Reichen zu „sagen, was ist“.

Würde der Person und der Bedeutung von Werten wie Gerechtigkeit, Freiheit und Solidarität, die von wesentlicher Bedeutung sind für das Überleben der Gesellschaft, Achtung zu zollen“. Katholische Journalisten benötigten unbedingt ein „Gefühl für Verantwortung und einen Geist des Dienstes“. Das ist nun genau das Gegenteil der ideologischen Haltung, die sich in der NYT derzeit Bahn schlägt und auch in anderen Ländern und Medien immer stärker an Gewicht gewinnt. Auch in Deutschland wogt dieser Kulturkampf. Die Protagonisten der Befindlichkeit-sideologie sind vor allem in den öffentlich-rechtlichen Anstalten zu finden. Es geht dabei nicht um ein Weiter so oder den alten Gegensatz zwischen progressiven und konservativen Redaktionen. Wahrheit als „Enthüllung der Wirklichkeit“ (Josef Pieper) oder als Übereinstimmung des Denkens mit dem Sein (Thomas von Aquin) ist unabhängig von geistigen Strömungen, ganz zu schweigen vom Zeitgeist. Sie existiert ohne Bewertung. Sie zu vermitteln wird auch künftig Aufgabe des Journalismus sein.

Freilich, Wahrheit braucht auch heute ihre Propheten, die den Mut haben vor den Großen, Mächtigen und Reichen zu „sagen, was ist“. Schon Goethe gab seinem Freund Eckermann vor 190 Jahren den Rat: „Und dann, man muss das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse. In Zeitungen und Enzyklopädien, auf Schulen und Universitäten ist der Irrtum obenauf, und es ist ihm wohl und behaglich im Gefühl der Majorität, die auf seiner Seite ist“. Dieser Majorität, der Gesellschaft fehlen die werte-stiftenden Orientierungsmarken, und – so bemerkt der Verfassungsrichter Udo di Fabio in seinem Buch („Gewissen, Glaube, Religion“) – „wo es an Achtung vor der Würde des Menschen fehlt und die Wertegrundlagen von Freiheit und Demokratie bekämpft werden, dort enden die Toleranz und das Wohlwollen“.

Eine „andere Kirche“ ist das Ziel

Eine zusammenfassende Betrachtung des „Synodalen Weges“

Wer in der Geschichte der Menschheit den „roten Faden“ sucht, wird mit einer Fülle unterschiedlichster Ereignisse konfrontiert. Es fehlt ein Navi. Es gibt eine andere Betrachtungsweise, die allerdings nur religiösen Menschen weiterhilft: Die Geschichte ist die Auseinandersetzung um den Menschen zwischen Gott und seinem Widersacher.

In den Dienst des Widersachers stellen sich auch solche, die nicht an seine Existenz glauben. Sie lehnen Gott ab, weil sie die absolute Autonomie für sich beanspruchen. Wer die Lehre des menschengewordenen Gottes und seiner Kirche annimmt, kann trotz aller Widerstände und Verfolgung beruhigt bleiben, weil der Kirche vom Herrn zugesagt ist, dass „die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden“. Mit diesem Navi kann man in die Zukunft fahren. Auch heute haben wir den Kampf gegen die Kirche.

Der ehemalige Bundesrichter Thomas Fischer hat die Berichterstattung über den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche als „Hysterisierung“ bezeichnet. Er spricht von einer „Generalabrechnung“ mit der Kirche. Hier wird das eigentliche Ziel deutlich. Es ist die „Diskreditierung“ der Kirche als „Institution“. Niemand braucht dann mehr ernst zu nehmen, was sie in ihrer Lehre sagt. Die Kirche wird noch eine Stufe unter die Diktatur des Relativismus, wonach alle Meinungen gleichberechtigt sind, weil es die Wahrheit nicht gibt, herabgedrückt. Sie kann sich dann nur mehr in der Gesellschaft äußern, wenn sie sich das neue Credo diktieren lässt.

Die „sprunghafte Feindseligkeit“ funktioniert nur, wenn herausragende Repräsentanten als „vorgestrig“ (Benedikt XVI.) oder moralisch angeschlagen (Kardinal Woelki) vorgeführt werden – und die Kirche sich nicht mehr wehrt.

Fischer erinnert daran „dass es massenhaften (sexuellen) Missbrauch im Sport, in Schulen oder in psychotherapeutischen Praxen und vielen anderen Strukturen gab und gibt.“ Wenn es tatsächlich um das Wohl von Kindern und Jugendlichen ginge, müsste die Kirche, im Interesse der gefährdeten Kinder und der unbescholtenen Priester und Mönche – neben der Aufarbeitung in den eigenen Reihen – auf die geschätzten 97% der Missbrauchsfälle in der Gesellschaft, hinweisen. Gleiches gilt für eine blasphemische Darstellung von Christus, dem Sohne Gottes. Der Chefredakteur von Idea: „Wenn es um Mohamed ginge, würden wohl inzwischen Schüsse fallen, Häuser in Brand gesetzt werden“... „Von Kirchen war nichts zu hören“ (kath.net).

Der Kabarettist Jürgen Becker bekam am Rosenmontag in der Kölner Kirche St. Agnes, in einer als „Gottesdienst“ bezeichneten Veranstaltung „ganz offiziell“ eine Bühne, auf der er über die katholische Kirche wettern, Kardinal Woelki herabsetzen und Kardinal Meisner als „Hassprediger“ bezeichnen konnte. Hauptzelebrant der Veranstaltung war der ehemalige GV des Erzbistums Köln. Diese Veranstaltung hat sicher das Ansehen der Kirche nicht erhöht.

Für den ehemaligen Bundesrichter Thomas Fischer ist die „Zeit-Taktung der Empörung, der Skandalisierung inzwischen dermaßen eng geworden, dass die Öffentlichkeit und die Medien, die diese Öffentlichkeit beherrschen, mit ihren Nachrichten kaum mehr Zeit haben, länger als zwei Wo-



Moses mit dem Zehntafelgesetz. Wenn es beachtet wird, sind die Beziehungen zu Gott und den Menschen geordnet

chen zu warten, bis endlich irgendwas abgeschlossen ist. Alles müsse stets so aussehen, als ob es gerade zwangsläufig auf einen Höhepunkt hinlief und etwas ganz Spektakuläres passieren müsste“. Zur Illustration sollen die Überschriften nur einer Zeitung, nämlich der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ), vom 30.1. bis 25.2.21 genommen werden. Sie lauten:

„Krise im Erzbistum Köln spitzt sich weiter zu“ (30.1.2021)

„Es wird einsam um den Kölner Kardinal Woelki“ (2.2.2021)

Gutachter über Woelki: „Das ist ein Generalangriff“ (4.2.2021)

„Woelki verspricht Aufklärung – Kardinal hält Gutachten allerdings weiter zurück“ (5.2.2021)

„Woelki sollte seinen Stuhl räumen“ (9.2.2021)

„Missbrauch: Kardinal Woelki gibt Fehler zu“ (22.2.2021)

„Das strahlt auf die ganze Kirche aus“ (23.2.2021)

„Keine Hoheit“ über Woelki“ (24.2.2021)

„Am Ende“ (25.2.2021)

Da drängt sich bezüglich der Frage, was erreicht werden sollte folgende Überlegung auf: Der „diskreditierte Kardinal Woelki sollte endlich abtreten? Warum? Woelki ist

nicht verurteilt, er ist sogar von Rom rehabilitiert. Die AZ vom 9.2.21 muss zugeben „der Vatikan sieht kirchenrechtlich kein Fehlverhalten“. Inzwischen pfeifen es die Spatzen vom Dach: Kardinal Woelki ist einer der Kritiker des „Synodalen Weges“. Er ist einer der Bischöfe der synodalen Minderheitsfraktion, die den Durchmarsch der Mehrheit für eine „andere Kirche“ behindern.

Der „Synodale Prozess“ wurde vorgeblich einberufen, um die Glaubwürdigkeit der Kirche bei den Katholiken und der Gesellschaft zurück zu gewinnen.

Der weltweite Skandal der sexuellen Missbrauchsfälle an Kindern und Jugendlichen hat sich auch in der Kirche eingestrichelt. Priester, Ordensleute und sogar Bischöfe sind daran beteiligt. Das verschafft den Kirchengegnern die Möglichkeit, der Kirche die Glaubwürdigkeit abzuspüren, um sie zu schwächen.

Der Regensburger Bischof Voderholzer äußert: „Verlorenes Vertrauen wieder zu erlangen, wird nur gelingen wenn wir darauf hinweisen, dass die katholische Kirche die erste und bislang noch immer einzige Institution der Zivilgesellschaft in Deutschland ist, die sich diesem großen gesellschaftlichen Problem in ihren

eigenen Reihen schonungslos stellt“ (kath.net 2.1.2019).

Die Agenda, um das „System aufzubrechen“, liegt seit langem vor: Kirchliche Hierarchie, Priesterbild, Abschaffung des Zölibats, Änderung der kirchlichen Sexualmoral, Neubewertung der Homosexualität, Frauenpriestertum ... Diese Forderungen kommen aus dem Inneren der Kirche, von Theologen, Priestern, aus den katholischen Laienverbänden (ZdK, BDKJ, katholische Frauenverbände).

Aber auch in dieser Situation gibt es Hirten, die den Weg in die Zukunft weisen, ohne sich vor der Verantwortung für die sexuellen Missbrauchsfälle vor ihrer Zeit zu drücken, z.B. Bischof Rudolf Voderholzer. Er sagt: „Erneuerung der Kirche ist nicht von einer Anpassung an Zeitgeist diktierte Vorstellung oder durch Verbilligung der biblischen Botschaft zu erwarten. Die Geschichte zeigt, dass wahre Erneuerung immer aus einem tieferen Gehorsam gegenüber der Botschaft des Evangeliums ... aus einer verstärkten Bemühung um Katechese und Verkündigung, sowie aus einer radikalen Christusbefolgung erwachsen sind“ (kath.net. 2.1.2019).

Es ist klar, dass Bischöfe von einer solchen Statur für Kirchenveränderer ein Dorn im Auge sind, weil sie den Weg zu einer „anderen Kirche“ blockieren. Die deutschen Bischöfe haben am 25. September 2019 das Statut des „Synodalen Prozesses“ beschlossen. 12 Bischöfe stimmten dagegen. Einer enthielt sich der Stimme.

Erzbischof Woelki und Bischof Voderholzer hatten zuvor dem „Ständigen Rat“ der Diözesanbischöfe einen „Alternativentwurf“ vorgelegt, dessen Ziel die Ausrichtung auf Neuevangelisierung, katechetische Berufung der Laien, oder, um es mit den Worten von Papst Franziskus zu sagen, der „Primat der Evangelisierung“ war. Die Diözesanbischöfe lehnten jedoch den „Alternativentwurf“ am 19. August 2019 mit der deutlichen Mehrheit von 21 Stimmen, bei drei Enthaltungen und drei Jastimmen ab.

Wie Bischof Voderholzer in seiner „Persönlichen Erklärung“ nach der Abstimmung in der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) am 25. September 2019 darlegt, geht die inhaltliche Ausrichtung der vier Foren „an der Realität der Glaubenskrisis in unserem Land“ vorbei. Es werden die „wahren Probleme nicht angegangen“. Es



Worum geht es beim synodalen Weg? Den Gegner schachmatt zu setzen? Oder um eine Pattsituation zu zementieren?

gebe „kein Forum Evangelisierung“. Beim Thema „Laien“ geht es „von vornherein nur um Partizipation, statt um eine Theologie einer in Taufe und Firmung gründenden Sendung in alle weltlichen Lebensbereiche hinein“ (Weltcharakter der Laien). Der Verdacht einer „Instrumentalisierung des Missbrauchs“ sei nicht „ausgeräumt“.

Vom 30. Januar bis 1. Februar 2020 fand die erste Zusammenkunft der Mitglieder des „Synodalen Prozesses“ statt. Dort wurden mit der Geschäftsordnung die Weichen für den Ablauf des zweijährigen „Synodalen Weges“ gelegt. Auf dieser Grundla-



ge werden die vier Foren beraten und abgestimmt werden. Bei der Weichenstellung wurde deutlich, dass die Mehrheit der Synodenteilnehmer die Synode als Vehikel versteht, um ihre „Reformvorschläge“ durchzusetzen. Bei einem solchen Verständnis geht es dann nur mehr darum, wie in der Politik, Mehrheiten zu organisieren. In der Vorbereitung zum ersten Treffen ist durch die Auswahl der Teilnehmer die Basis für die gewünschten Mehrheiten gelegt worden.

Dorothea Schmidt, Teilnehmerin der Zusammenkunft, merkt in ihrem Tagebuch an: „Das ist nicht Kirche! Das ist Politik ... obwohl am zweiten Tag der Synodenversammlung nur die Satzung des ‚Synodalen Weges‘ verabschiedet werden sollte, wuchs in mir der Eindruck, dass vorab schon alles eingefädelt, besprochen und geplant war. Jeder Widerspruch wurde

im Keim erstickt und die Einwände der Bewahrer abgelehnt ... Machtumkehrung nennt man das (31.1.2020). Wir, die wir uns für die geistige Erneuerung der Kirche einsetzen, werden klein gehalten, unser Rederecht eingeschränkt und wir werden vor vollendete Tatsachen gestellt ... sieht so die vielgepriesene Partizipation aus?“ (1.2.2020)

Die Bischöfe von Köln, Regensburg, Passau, Eichstätt und Görlitz, die sich an die Lehre der Kirche halten, mussten eine erste Abstimmungs-niederlage hinnehmen. Sie hatten vorgeschlagen, dass Vorlagen die einmütige Zustimmung der anwesenden Mitglieder des Synodalforums erfordern. Bei „Einmütigkeit“ dürfe es höchstens drei Gegenstimmen geben. Dieser Antrag wurde mit 26 gegen 181 Stimmen abgeschmettert. Das waren 87% (!) der stimmberechtigten Mitglieder. Die Synodalversammlung legte fest, dass die absolute Mehrheit für die Beschlussfassung genüge. Die lehramtstreuen Bischöfe hatten auch vorgeschlagen, dass ein Beschluss nicht gültig werden kann, wenn „Widerspruch zwischen der Textvorlage und der Lehre der Kirche vorliegt“. Auch dies wurde abgelehnt.

Auf dem Weg zum zweiten Synodentreffen gibt es coronabedingt neue Dialogformen, z.B. „digital synodal“. Das ist eine Veranstaltungsreihe des Bundes der deutschen Katholischen Jugend (BdKJ). Sie soll einen Einblick in eines der Synodalforen geben. Dorothea Schmidt schildert in der Tagespost (25.6.20) den Ablauf des ersten „digital synodal“ für das Synodalforum „Leben in gelingenden Beziehungen“. Im Mittelpunkt stand die Veränderung der kirchlichen Morallehre durch „eine neue Deutung der menschlichen Sexualität“. Das angestrebte Ziel ist die „polyvalente Sexualität“. Um dieses Ziel zu erreichen, sollen die „lehramtlichen Schranken für Sexualität“ gesprengt werden. Dieser Aufgabe stellten sich die familienpolitische Sprecherin des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken (ZdK) Birgit Mock und der Aachener Bischof Helmut Dieser als die beiden Redner. Dieser konstatierte, dass die „Meinungen“ so kontrovers waren, wie die „verschiedenen Grundüberzeugungen im Forum vorhanden sind, so dass zwischen ihnen eine Vermittlung kaum möglich“ sei.

Ein Dialog zwischen den beiden „Lagern“ kam kaum zustande. Den selbsternannten „Reformern“ ging es um die Anpassung an den Zeitgeist, den lehramtstreuen Bewahrern um ein tieferes Verständnis der menschlichen Sexualität, wie sie beispielsweise in der „Theologie des Leibes“ von Johannes Paul II. vorliegt. Sie wurde als das „traditionell-katholische“ von den „Reformern“ abgelehnt. Der Kernpunkt des Dissens liegt in der Streitfrage: „Hat Sexualität zwei Sinngehalte, nämlich, Liebe zwischen Mann und Frau und Fruchtbarkeit, oder ist Sexualität polyvalent? Bischof Dieser beklagte, die Kirche „sei in Punkto Sexualmoral nicht auf dem heutigen Stand“, was er ändern wolle. Die Kirche müsse in säkulare Milieus aufbrechen. Dieser ging es besonders um die Frage, können „Partnerschaften gesegnet werden, die nicht in eine Ehe münden oder außerhalb der Ehe gelebt werden“. Er wäre zufrieden „dass es keine Sünde ist, was da gelebt wird, sondern ein Versuch ... Identität zu leben und die Liebe mit anderen Menschen zu teilen“. Eine solche Segnung mit Druck durchzusetzen, schließt Dieser nicht aus.

Frau Maria Palmer berichtet in der gleichen Ausgabe der Tagespost (25.6.2020) über das „digital synodal“, indem der BdKJ über „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ diskutierte. Das Gespräch wurde von Katharina Norpoth, Bundesvorsitzende des BdKJ, geleitet. Bischof Bode und Prof. Dorothea Sattler brachten die Statements.

Die Kernfrage war: „Wie gehen wir damit um, dass die Lehre der Kirche nicht mehr mit der Wirklichkeit vieler Menschen übereinstimmt“?

Die Verbindlichkeit der Lehrtexte sei sinnvoll, so Bode, aber Lehrtexte müssten auch „zeitgebunden“ sein. Wenn sie die Gesellschaft nicht mehr versteht, sei Modifizierung anzustreben.

Die Mehrheit hatte sich gegen eine Online-Versammlung ausgesprochen. Das Präsidium des „Synodalen Prozesses“ berief sie trotzdem ein. Die beiden Präsidenten zeigten den unbedingten Willen, zu Entscheidungen zu kommen. Über Entscheidungen soll ein Druck auf die Weltkirche ausgeübt werden.

„Nach dem zweitägigen unverbindlichen Austausch beim Digital-

forum des ‚Digitalen Weges‘, sollen schon bei der nächsten Begegnung im Herbst 2021 klare Aussagen an Rom und Beschlüsse folgen“. Die Foren: „Macht- und Gewaltenteilung“, „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“, „Leben in gelingenden Beziehungen“ haben schon einen Textentwurf vorgelegt. Das Forum „Priesterliche Lebensform“ bereitet einen Text vor. (Tagespost, 11.2.2021)

Was die Synodalen im Herbst 2021 auf dem Weg in eine „andere Kirche“ erwartet, soll anhand der Forderungen von Forum 1 „Macht- und Gewaltenteilung in der Kirche“ am vorlie-

Ziel wird mit der Forderung nach „Inkulturation in eine demokratisch geprägte freiheitlich – rechtsstaatliche Gesellschaft“ deutlich angesprochen.

Ein weiterer Satz taucht ebenfalls immer wieder auf, was nicht mehr verstanden und nachvollzogen werden könne, muss geändert werden. Im Papier des Forum 1 heißt es: Die moderne Gesellschaft könne „kirchliche Ordnung von Macht nicht mehr verstehen und nachvollziehen“. Weil die Kirchenverfassung der demokratischen Umgestaltung im Wege stehe, wird sie als „missbrauchsfördernd“ moralisch abqualifiziert und „durch-

„Vetorecht des Bischofs überstimmt werden kann“. „Wem ein Leitungsamt in der katholischen Kirche übertragen wird, muss dazu vom Kirchenvolk gewählt werden... Wer ein Amt antritt, wird auf Zeit berufen“. „So wird dem Bischofsamt eine völlig neue Bedeutung gegeben“ (Tagespost, 25.2.2021, S. 11).

Der „Synodale Prozess“ deckt die Krise der katholischen Kirche in Deutschland schonungslos auf. Das Konradsblatt (Nr. 25, 21.6.2020), die Kirchenzeitung der Erzdiözese Freiburg, zitiert die FAZ. Dort heißt es ... „Der ‚Synodale Weg‘ mit seinen The-



Bonifatius blickt von seinem Grab in Fulda auf die Menschen. Als er nach Deutschland kam, fand er eine „verkommene Kirche“ vor, bei seinem Tod hinterließ er eine „wohlgeordnete und wiederaufblühende Kirche“. Was würde er zum „Synodalen Weg“ sagen?

genden Text „Notwendige Schritte auf dem Weg zur Reform kirchlicher Machtstrukturen“ erläutert werden.

Das Papier untergräbt „jede Bejahung des Kirche seins“ (Tagespost, 25.2.2021) und versucht seine Grundthese einzuhämmern: „Sexualisierte Gewalt von Klerikern (hat) ... auch systemische Ursachen“. Die geltende innerkirchliche Machtordnung habe „kriminelle und übergriffige Handlungen begünstigt und deren interne Bekämpfung erschwert“. Deswegen sei die „effektive Reform innerkirchlicher Machtverhältnisse“ der einzige Weg, um die „Sendung der Kirche in der Welt von heute zu verwirklichen“.

Der Text von Forum 1 instrumentalisiert, wie schon Bischof Voderholzer am Anfang des „Synodalen Weges“ vermutet hatte, den sexuellen Missbrauch, um das Ziel, „eine andere Kirche zu schaffen“, zu erreichen. Dieses

schauf“. Nicht persönliche Schuld wird angeprangert, sondern nur eine „strukturelle Schuld“.

Der „Synodale Weg“ hat das Kirchenrecht nicht auf seiner Seite. Dieser Umstand wird ausgehebelt mit dem Satz „gegenwärtig sieht das Kirchenrecht vor, dass nur Bischöfe Entscheidungsrecht auf Synoden haben. Diese Engführung gilt es zu überwinden ... die Synodalität ist mehr als die Kollegialität der Bischöfe“. Synoden sollen künftig „nicht nur beraten, sondern auch entscheiden“. Dieses Modell soll auf Pfarreien, Diözesen, Bischofskonferenzen „bis hin zur weltkirchlichen Ebene“ ausgeweitet werden. Künftig sollen demokratisch-legitimierten Räten „auch legislative Aufgaben zukommen, die der Bischof mit ihnen gewährleistet“. Dafür müssen „qualifizierte Mehrheiten festgeschrieben“ werden, mit denen das

men Macht, Frauen und Sexualmoral (wird) nun endgültig zur Arena, in der es für die katholische Kirche ... um alles oder nichts geht“. Kurienerzbischof Georg Gänswein spricht von einer „wahrhaft endzeitlichen Krise, in der sich die katholische Kirche inzwischen seit langem befindet“. Joseph Ratzinger sieht die sich anbahnende Krise seit 1958 („Die neuen Heiden in der Kirche“ Hochland I/59). Jetzt bricht sie mit aller Gewalt im Inneren der Kirche aus. Die sexuellen Missbrauchsfälle verdecken die eigentliche Ursache: Sie heißt fehlende Bereitschaft zum Wort Jesu und zur Lehre der Kirche.

George Weigel, ein kompetenter Beobachter sagt in seinem Beitrag in der Tagespost vom 11.3.21 ... „Die Kirche in Deutschland scheint immer weiter vom Glauben abzufallen: ein Leugnen der Wahrheiten des katho-

lischen Glaubens lässt ein dräuendes Schisma befürchten“ ...

Die Krise trifft die Kirche in einer geistigen Befindlichkeit, die Kardinal Sarah als „eine Art Depression, eine Ermattung, ein geistiger Überdruß, ein gewisses Schwenden der inneren Lebensfreude, eine Entmutigung und eine Erschlaffung der Seele“ diagnostiziert.

Der Kirchenhistoriker Kardinal Brandmüller will die Katholiken aufrichten („Lasst euch nicht so schnell aus der Fassung bringen). Er zählt ähnliche Fälle aus der Geschichte auf, wo es nach einem tiefen Niedergang zu neuer Blüte kam. Er erinnert an Bischof Bonifatius, den Apostel der Deutschen. Als er im achten Jahrhundert in Deutschland sein Reformwerk begann, fand er in weiten Teilen eine verschlammte und verkommene Kirche vor. Mit trunksüchtigen Bischöfen, die im Konkubinat lebten. Die Unwissenheit vieler Priester war unbeschreiblich. Als der über 80jährige Bonifatius zu seiner letzten Missionsreise nach Friesland aufbrach, wo er bei Dokkum erschlagen wurde, hinterließ er eine wohlgeordnete und wieder aufblühende Kirche (vgl. Der Fels, 6/2019, S. 179). Weil die Homosexualität bei den Missbrauchsfällen eine besondere Rolle spielt, beschreibt Brandmüller eine ähnliche Situation im 11. Jahrhundert ... Auch diese Krise wurde überwunden (vgl. Der Fels, 6/2019, S. 179).

Kardinal Brandmüller erinnert an die Wende zum 19. Jahrhundert. Ausgehend von Frankreich kam es zu einem „vorher kaum zu erwartenden Aufbruch des religiösen Lebens... es entstanden zahlreiche Ordensgemeinschaften – allein unter dem Pontifikat Pius IX. (1846-1878) waren es mehr als hundert (!), die sich der Glaubensvermittlung, Erziehung, Krankenpflege und der außereuropäischen Mission widmeten. Auch das Mönchtum erlebte einen neuen Frühling. Eine beeindruckende Entwicklung in einem Europa, dessen führende Schichten von unerhörtem Fortschritt in Wissenschaft und Industrie, aber auch von den materialistischen, atheistischen Strömungen der Philosophie geradezu benommen waren“ (kath.net).

Natürlich geschahen solche Neuaufbrüche nicht von selber. Viele Schritte von Reformern in der Kirche führten dazu. Das ist heute nicht anders!

Auf dem Prüfstand

Mit der „Segnung homosexueller Paare“ wird eine neue Front eröffnet

Daniel Wirsching von der Augsburger Allgemeinen Zeitung (18.3.21) setzt seine Arbeit, die katholische Kirche zu demontieren, unbeirrt in zwei Beiträgen in der AZ fort. Der eine hat die Überschrift „Aufstand gegen Rom – dass homosexuelle Paare nicht gesegnet werden dürfen, führt in der katholischen Kirche zu einer Protestwelle“. Der Kommentar von Wirsching in der selben Ausgabe ist überschrieben mit „An diesem Nein liegt kein Segen“.

Nachdem die Aussage der Glaubenskongregation: „Die katholische Kirche habe keine Vollmacht, Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts zu segnen“ genannt ist, kommt der „Aufstand“. Wirsching nennt die österreichische „Pfarrer-Initiative“, die zum Ungehorsam aufruft und erklärt „Wir segnen gleichgeschlechtliche Paare auch weiterhin“. Das war von dieser bekannten „Pfarrer-Initiative“ nicht anders zu erwarten. Dann sagt Wirsching: „Dies tun auch ungezählte Priester in Deutschland – im Wissen darum, gegen Kirchenlehre und Papst zu handeln“. Diese „ungezählten Priester“ sollen nicht genannte Mengen zum Ausdruck bringen. Konkret nennt er den „Münchener Pfarrvikar Wolfgang F. Rothe“, den Ruhestandsgeistlichen und Sprecher der „Pfarrer-Initiative Deutschland“ und den Würzburger Hochschulseelsorger Burkhard Hose sowie den Paderborner Pfarrer Bernd Mönkebüscher, der Unterschriften für die Segnung homosexueller Paare sammelt. Soweit zum „Aufstand gegen Rom“.

Genannt werden die Bischöfe Voderholzer, Oster, Hanke und auch Bertram Meier, welche die Klarstellung aus Rom begrüßen. Bischof Ipolt von Görlitz hatte sich schon vorher in diesen Sinn geäußert. Fairerweise muss man anerkennen, dass „Rom“ bei solchen Fragen zunehmend deutlicher spricht. Was im Interesse der Verwirrung zu steuern nötig wäre, sind Konsequenzen gegenüber Klerikern, seien es Pfarrer oder Bischöfe, die sich offen gegen die Lehre der Kirche aussprechen.

Hubert Gindert

Warum homosexuelle Paare nicht gesegnet werden können

Die Römische Kongregation für die Glaubenslehre baut auf Lehrsätzen der drei letzten Päpste auf. Papst Franziskus schreibt im Apostolischen Schreiben „Amoris Laetitia“ im Oktober 2016: „Was die Pläne betrifft, die Verbindungen zwischen homosexuellen Personen der Ehe gleichzustellen, gibt es keinerlei Fundament dafür, zwischen den homosexuellen Lebensgemeinschaften und dem Plan Gottes über Ehe und Familie Analogien herzustellen, auch nicht in einem weiteren Sinn“ (Nr. 251). Darin war der zentrale Inhalt des am 15. März 2021 veröffentlichten „Responsum ad dubium“ enthalten: Die Kirche hat nicht die Vollmacht Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts zu segnen.

Diese Aussage hat auch kirchenrechtliche Aspekte: „Bei Segnungen, zumal im Kontext der (öffentlichen) Liturgie, handelt es sich um Sakramentalien“. Sie sind als „sonstige gottesdienstliche Handlungen“ im geltenden kirchlichen Rechtsbuch geregelt. Der Kodex übernimmt die Aussage der Liturgie-Konstitution des Zweiten Vatikanums: „Sakramentalien sind heilige Zeichen, durch die in einer gewissen Nachahmung der Sakramente Wirkungen, besonders geistlicher Art, bezeichnet und Kraft der Fürbitte der Kirche erlangt werden“. (Konstitution „Sacrosantum concilium“ Nr. 60; can, 1166) ... „durch diese Zeichen werden die Menschen bereitet, die eigentliche Wirkung der Sakramente aufzunehmen“ - ... so wird deutlich, dass zwischen Sakramenten und Sakramentalien ein innerer Zu-

sammenhang besteht ... „auf diesen theologischen Grundlegungen beruhen die konkreten Bestimmungen des Kirchenrechts, um die Übereinstimmung von Glaubenslehre und Liturgie zu gewährleisten ... allein der apostolische Stuhl hat das Recht, neue Sakramentalien einzuführen sowie bestehende verbindlich auszulegen, abzuschaffen oder zu verändern. Andere kirchliche Instanzen – Bischofskonferenzen, einzelne Diözesen oder gar einzelne Priester – sind demgegenüber nicht zuständig“ (Tagespost 18.3.2021, S. 2).

Der „Synodale Weg“ hat, wie Prof. Helmut Hoping ausführt, ein politisches Demokratieverständnis mit dem auch Bischöfe sympathisieren. So hat Bischof Helmut Dieser aus Aachen erklärt, „die Lehre der Kirche müsse sich im Dialog mit der Lebenswirklichkeit der Menschen und der Einsichten der Humanwissenschaften weiterentwickeln. Dazu wolle der ‚Synodale Weg‘ beitragen. ‚Unser Forum wird diesen römischen Zwischenruf (!) eingehend diskutieren“ (Tagespost, 18.3.2021, S. 10)

Hubert Gindert

Segen für homosexuelle Paare?

In der Kirchenzeitung für das Bistum Eichstätt (Nr. 7, 14.2.2021, S. 10 epd/jso) lese ich u.a. unter der Überschrift „Homosexuelle auch Teil der Kirche“ folgenden Text: „Der Mainzer Bischof Peter Kohlgraf hat den Umgang mit Segensfeiern für homosexuelle Paare kritisiert. Solche Segnungen fänden bereits statt, obwohl sie gegen die kirchliche Verordnung stießen... Als Bischof halte er es für ‚wenig sinnvoll‘, bewusst die Augen zu verschließen oder gar einen Segen wieder rückgängig machen zu wollen. Aufgabe der Kirche sei es, Menschen zu begleiten und nicht über sie zu urteilen: ‚nicht wenige Menschen, die homosexuell empfinden, gehören zur Kirche und sind im besten Sinn wirklich fromm“... Wer bestreitet, dass Homosexuelle zur Kirche gehören?

Die Lehre der Kirche zur Homosexualität findet sich im KKK, Ziff 2357, 2358 und 2359. Dort heißt es ... „Gestützt auf die Heilige Schrift, die sie (Homosexualität) als schlimme Abirrung bezeichnet, hat die kirchliche Überlieferung stets er-

klärt, ‚dass homosexuelle Handlungen in sich nicht in Ordnung sind‘. Sie verstoßen gegen das natürliche Gesetz, denn die Weitergabe des Lebens bleibt beim Geschlechtsakt ausgeschlossen. Sie entspringen nicht einer wahren affektiven und geschlechtlichen Ergänzungsbedürftigkeit. Sie sind in keinem Fall zu billigen“.

Die Kirche verschließt die Augen nicht vor der Tatsache der Homosexualität. Sie verurteilt Homosexuelle nicht, wohl beurteilt sie praktizierte Homosexualität. Dass Homosexuelle nicht verurteilt werden, geht aus Ziff 2358 KKK hervor wo es heißt: „Ihnen (Homosexuellen) ist mit Achtung, Mitleid und Takt zu begegnen. Man hüte sich, sie in irgendeiner Weise ungerecht zurückzusetzen“.

Warum sagt der Bischof nicht das, was die Kirche insgesamt in ihrer Lehre zur Homosexualität sagt? So kommt man natürlich gut an. Der Bischof verwirrt Gläubige und führt sie in den Irrtum.

Hubert Gindert

Neuevangelisierung, wie sie fast überall möglich ist!

„Die Pfarreiengemeinschaft Donaustauf-Bach im Bistum Regensburg hat mit einer ‚kleinen Mission‘ Großes angepackt“, lautet der Untertitel einer aktuellen Missionsgeschichte (Tagespost 4.3.21, S. 15). Neuevangelisierung mit „neuen und bewährten Formen“ ist der Inhalt. 25 Passionisten-Missionare klopfen im Auftrag des Diözesanbischofs Rudolf Vorderholzer und Pfarrer Erich Renner bei rund 95% der dreitausend Haushalte der Pfarreiengemeinschaft an, um das Wort Gottes in Erinnerung zu bringen. „Von den 25 Laienmissionaren waren mindestens sechs bis zehn Personen in Zweiertteams dauernd präsent“. Sie waren für ihre Aufgabe vorbereitet worden. Diese „kleine Mission“ fügt sich in das Konzept der missionarischen Pastoral ein, das seit 2020 im Bistum durchgeführt wird. Der Besuch bei den Leuten wurde von eucharistischer Anbetung in der Kirche begleitet.

Der Pfarreiengemeinschaft war das Kommen der Missionare angesagt worden. Die meisten Reaktio-

nen, die die Missionare an der Haustüre erlebten, waren „neutral bis sehr positiv“. Meist gab es an der Haustüre „zumindest ein kurzes Gespräch“.

Die Missionare waren ein Team im Alter zwischen 20 und 70 Jahren. Sie waren jeweils von Donnerstag bis Samstag unterwegs. Die Missionare begannen den Tag mit einer heiligen Messe in der Pfarrkirche oder mit einer gemeinsamen Gebetszeit. Als in der letzten Woche wegen des Lockdowns Hausbesuche nicht mehr möglich waren, wurde die Pfarreiengemeinschaft auf Prozessionen mit dem Allerheiligsten in den fünf Orten gesegnet. Nach den gemeinsamen Gottesdiensten konnten die Gläubigen mit den Missionaren Gespräche führen.

Der Ortspfarrer Renner meint nach dieser Erfahrung: „Die Pfarrei braucht in Zukunft den langen Atem des Heiligen Geistes und viele Leute, die selber brennen, weil sie von Gott begeistert sind, weil sie eine Bekehrung erlebt haben, weil sie den Glauben unbedingt weiter geben wollen. Solche Leute können die Pfarrei in eine gute Zukunft führen. Der Pfarrer allein kann das nicht.“

Die missionarischen Bemühungen setzten „bewährte Formen“ fort, z.B. die monatliche nächtliche Anbetung vor dem Allerheiligsten von Freitag auf Samstag. Neu hinzu kam ein wöchentlicher Anbetungstag von 8:00 Uhr bis 19:00 Uhr donnerstags mit einer heiligen Messe zum Abschluss. Über 20 Personen haben sich dazu bereit erklärt. Seit dem Weltjugendtag in Köln wird monatlich eine Holy Hour von der Jugend musikalisch gestaltet. Die Gebetskreise führen jeden ersten Dienstag im Monat einen Alpha-Kurs durch. Zusätzlich kommen die monatlichen Medjugore-Gebetskreise, sowie der Gebetskreis „Mütter beten“ hinzu.

Zur „Katholizität in Vielfalt“ zählen Familiengottesdienste, Kleinkindergottesdienste, die Kinderkirche mit Angeboten für Vorschulkinder sowie Messfeiern im außerordentlichen Ritus, in der Fastenzeit Schweigeexerzitionen und eine jährliche Wallfahrt zu bekannten Zielen wie Lourdes, Fatima, Rom, Assisi, Krakau.

Pfarrer Renner sagt mit Blick in die Zukunft: „Wir wollen den begonnenen Weg als missionarische Pfarreiengemeinschaft weitergehen.“

Hubert Gindert

Titelbildbeschreibung



Aussendung des hl. Geistes –
Pfingsten (Apg 2,1-3)

Das Relief schnitzte der weitgehend unbekanntere Sinniger d. Ä. im frühen 16. Jahrhundert. Es kam wohl aus dem Hl.-Geist-Spital in das Münster zur Schönen Unserer Lieben Frau in Ingolstadt.

Die Bibelstelle „Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt und wie von Feuer, und setzten sich auf einen jeden von ihnen“ (Apg 2,3) ist wörtlich umgesetzt. Am oberen Bildrand erkennt man noch die Hl.-Geist-Taube. Zentrum der Versammlung ist die Gottesmutter. Dass sie bei den Aposteln weilte und mit ihnen betete, ist in Apg 1, 13-14 erwähnt. Einige Apostel lassen sich identifizieren: Da sitzt Petrus links im Vordergrund. Man erkennt ihn an seiner typischen Bart- und Haarform. Er hält ein Buch in der Hand. Dies erinnert an die beiden Petrusbriefe. Es bedeutet aber auch, dass er sogleich hinaustreten wird und in seiner Rede an Joel und David aus dem AT erinnern und über Jesus predigen wird (Apg 2,16-6). Links neben Maria zeigt sich der bartlose Jünger Johannes Ev. Die Nähe zu Maria, seiner Mutter, ergibt sich aus den Kreuzesworten von Jesus (Joh 19,27-27). Im Vordergrund rechts sitzt wohl der hl. Matthäus mit seinem aufgeschlagenen Evangelium. Auf seiner Schulter liegt die Hand von Jakobus, dem Sohn des Zebedäus. Er war bei der Verklärung (Mt 17,1) und auf dem Ölberg dabei (Mk 14,33). Er trägt seinen typischen Hut mit Pilgermuschel. Nur noch zwei weitere Apostel tragen eine Kopfbedeckung. Eine davon soll wohl eine Kippa sein. Dies erinnert an die enge Verbindung zum Judentum. Die meisten Apostel haben keine Attribute. Und so individualisiert sie der Künstler vielfältig.

Drei sind bartlos, neun haben eine Kopfbedeckung, einer hält seine Hände in Orantehaltung, zwei haben ihre Hände gefaltet aufeinander gelegt, einer hat bei seinen gefalteten Händen die Finger gekreuzt, einer seine Hand segnend erhoben und einer greift sich nachdenklich mit einer Hand in den Bart.

Alois Epple

Bücher

Fulton J. Sheen: Unerschütterlich im Glauben. Die Autobiografie von Erzbischof Fulton J. Sheen, Vorwort von Raymond Arroyo. Verlag media maria, geb. 416 Seiten, Euro 22,00 (D), Euro 22,70 (A) ISBN 978-3-94793-11-9-4.

Es gibt viele Menschen, die die Welt nachhaltig beeinflussen. Aber nur wenige, die ihre Beweggründe und ihre Arbeitsweise der Welt so klar erklären, wie der amerikanische Erzbischof Fulton J. Sheen dies gemacht hat. Fulton J. Sheen (1895-1979) war wohl der wirksamste Bischof, den die Kirche in Nordamerika hervorgebracht hat. Was war nun das Besondere an diesem Erzbischof? Auch andere Bischöfe erreichen viele Millionen Fernsehzuschauer und Rundfunkhörer – wenn auch nicht gleich über 30 Millionen. Aber kaum ein anderer Prediger faszinierte die Zuschauer und Hörer in einem vergleichbaren Maß wie Fulton J. Sheen. Es waren wohl die unerbittliche Konsequenz, die unbedingte Ehrlichkeit, das theologische Wissen und die große Opferbereitschaft, die in der Persönlichkeit Fulton Sheen zusammenwirkten. Nicht mehr der Mensch Fulton J. Sheen wirkte auf die Menschen, sondern Christus selbst wirkte durch den Menschen Sheen. Dies wird schon in den einzelnen Lebensstationen sichtbar und ganz besonders deutlich wird dies, wo Sheen seine persönliche Glaubenshaltung anhand der Sieben Sakramente erklärt. Die Verantwortung, die auf dem Priester und noch mehr auf dem Bischof bei der Spendung der Sakramente lastet, spürt der Leser deutlich, wo Sheen davor warnt, unwürdige Priester und unwürdige Bischöfe zu weihen. Ein hochaktuelles Kapitel! Dass ein so umsichtiger und rastlos tätiger Bischof auch nach seinem Tod noch Verfolgung auf sich zieht, ist natürlich und mit der Natur des Bösen zu erklären. Der Papst hatte bereits die Seligsprechung von Erzbischof Fulton J. Sheen in die Wege geleitet, als amerikanische Bischöfe dagegen Bedenken erhoben. Das Verfolgtwerden und das Verleumdetwerden gehört offenbar zum Kennzeichen eines echten Jüngers Christi. Sehr zu empfehlen!

Eduard Werner

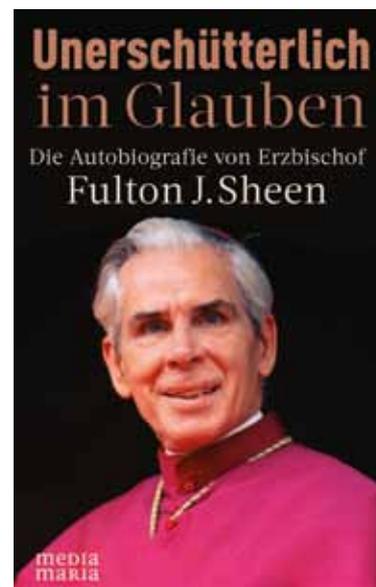


Foto- und Quellennachweise:

131, 132, 133, 134, 142, 155 privat; **135** A. Skira: Die gr. Jahrhunderte der Malerei, 1955, S. 148; **136** Raymund Fobes; **137** G. Guadalupi: Die Bibel, Karl Müller Verlag, 2003, S. 271; **138** Alfons Zimmer; **139** © KHM-Museumsverband; **140** Alois Epple, Sebastian Kneipp-Vorträge zum 200. Geburtsjahr, S. 100; **141** commons.wikimedia.org/wiki/File:Sebastian_Kneipp_1895.jpg=Author: Ismael Gentz, 1862-1914 (Artnet); **143** von li: Foto von Anna Shvets von Pexels, Foto von Joanne Adela Low von Pexels, Pixabay; **144** von li: Foto von Ksenia Chernaya von Pexels, Foto von Caleb Oquendo von Pexels; **145** Schaubert/Schindler: Heilige und Namenspatrone im Jahreslauf, Pattloch Verlag, 2001, S. 200; **146** Max Klingler, Opus III gemeinfrei; **148** www.bariweiss.com/bio, stempel.fiu.edu/discussion-new-york-times-journalist-donald-mcneil-jr/, Hausfoto von Vlada Karpovich von Pexels **149** By The New York Times - ProQuest Database, Public Domain, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=29474845; By Marjory Collins **150** Foto von cottonbro und Terje Sollie von Pexels **152** G. Guadalupi: Die Bibel, Karl Müller Verlag, 2003, S. 82; **153** Charles Wentinck: Europ. Kunst, Pawlak-Verlag, S. 201; **160** Foto: Marcel Antoine (Serve Archives des Victimes de la Guerre, Brüssel)

SPENDEN FÜR

DER
FELS herzlichen Dank

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Mai 2021

Finanzwelt: Beten wir dafür, dass die Verantwortlichen der Finanzwelt mit den Regierungen zusammenarbeiten, um die Finanzwelt zu reglementieren und die Bürger vor ihren Gefahren zu schützen.

Aufruf

Die Römische Kongregation für die Glaubenslehre hat mit Zustimmung des Papstes am 22. Februar 2021 mitgeteilt, dass die Kirche homosexuelle Paare nicht segnen kann. Dies hat in den Medien zur Empörung und bei einigen Theologen, Pfarrern, Laien und sogar Bischöfen offene Ablehnung ausgelöst. Diese kennen offensichtlich die Lehre der Kirche nicht oder stellen sich über sie. Bischöfe, die das Römische Schreiben ablehnen, haben vergessen, dass sie bei ihrer Bischofsweihe u.a. auf die Frage: „Bist Du bereit, das von den Aposteln überlieferte Glaubensgut, das immer und überall in der Kirche bewahrt wurde, rein und unverkürzt weiterzugeben?“ mit Ja geantwortet haben.

Ich möchte alle Leser des „Fels“ bitten, der Römischen Glaubenskongregation für die Klarstellung den Dank auszusprechen. Die Anschrift lautet:

Kongregation für die Glaubenslehre,
Präfekt Luis Kardinal Ladaria SJ
Piazza del S. Ufficio 11
V-00120 Citta del Vaticano
Mailadresse: cdf@cfaith.va

In herzlicher Verbundenheit
Ihr Dr. Hubert Gindert

Arbeitsgemeinschaft Lebensrecht
Pressemitteilung

Die seit vielen Jahren im Münchner Raum engagierten Lebensschützer sind stolz auf den neugegründeten Verein „Stimme der Stillen e.V.“, der für den 1. Münchner Marsch fürs Leben am 20. März 2021 verantwortlich zeichnet.

Mit diesem Tag beginnt ein neues Zeitalter in München: Ab jetzt gibt es auch bei uns in München jedes Jahr einen frohen, jugendlichen und bayerisch aufgemachten Marsch, der Jung und Alt, mit christlichem Hintergrund oder ohne, zum mutigen Eintreten für die Würde und Unantastbarkeit des Lebens von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod ermuntern möchte.

Wie es Stadtpfarrer Daniel Lerch in St. Peter formulierte: Wir sind nicht „selbsternannte“ Lebensschützer, wir sind nicht „sogenannte“ Lebensschützer: „Wir sind von Gott ernannte Lebensschützer!“

Der sympathische Passionistenpater Johannes aus München Pasing rief auf dem Podium: „In der Mitte unserer Stadt steht eine Mutter mit ihrem Kind auf der Mariensäule! Deshalb gehört ein Marsch fürs Leben nach München!“ Der Zuruf des hervorragenden Moderators und Animators Richard Theisen begeisterte die insgesamt an die 1000 Zuhörer: „Ab jetzt gehen wir im Lebensschutz keinen Schritt zurück! – Kommt nächstes Jahr am 19. März zum nächsten Münchner Marsch fürs Leben!“

Für die ALM
Dr. Christina Agerer-Kirchhoff

Leserbrief zu „Liebe Leser“ Nr. 3/Editorial „Der Fels“ mit der Bitte um Veröffentlichung.

Wenn Robert Kardinal Sarah von der geistigen Trägheit bezüglich des Westens angesichts der Pandemie spricht und dies auf die fehlende innere Freude zurückführt, dann kann man ihm mit Dr. Hubert Gindert nur zustimmen, der auf die frohe rettende Botschaft verweist: „Denkt um und glaubt an das Evangelium.“ Das bringt Freude und Hoffnung zurück!

Evi Schmid

Muttertag in Maria Vesperbild

Eine Mutter ist prägend und entscheidend für das ganze Leben. Angesichts dieser großen Verantwortung spüren die Mütter, dass sie für ihre große Aufgabe die Hilfe „von oben“ brauchen. Am 9. Mai wird das Pilgeramt mit Msgr. Reichart um 10.15 Uhr ganz besonders im Anliegen der Mütter gefeiert. Nach dem Pilgeramt wird der Muttersegen auch einzeln erteilt. Gott soll durch diesen Segen den Müttern helfen, die nötige Geduld, Kraft und Liebe aufzubringen, damit sie ihre Kinder in rechter Weise erziehen können. Übertragung auf Außenbildschirme ins Pilgerhaus und in die Eltern-Kind-Kapelle. • 18:40 Uhr ist Maiandacht • 19:15 Uhr hl. Messe mit Predigt. Mehr unter www.maria-vesperbild.de

Gebetsstätte Marienfried

24.05. - 27.05.2021, Marienerscheinungen - Prophetie für unsere Zeit mit Rektor Georg Alois Oblinger • 30.05.2021, 17:00 Uhr, Dr. Alexander Pschera: Léon Bloy und die Marienerscheinung von La Salette. Mehr unter www.marienfried.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Gabriele Kuby
Gänsbach 24, 83253 Rimsting
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Dr. François Reckinger
Eichenfeldstr. 16a, 40764 Langenfeld
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering

Belgischer CAJler starb mit 20 in Bochum

Einmal durften die Eltern Antoine ihren 19 Jahre alten Sohn Marcel für eine Viertelstunde besuchen und ihm ins Kriegswehrmachtsgefängnis in Lüttich ein Lebensmittelpaket mitbringen. Seit einem halben Jahr saß der im August 1943 festgenommene junge Belgier in Untersuchungshaft. Wegen Betätigung für eine politische Organisation in Nordfrankreich und wegen gefälschter Identitätskarten wurde er zu vier Jahren Haft verurteilt. Er hatte Gelder gesammelt für Familien von Gefangenen und Arbeitsdienstverweigerern sowie Kurierdienste für eine verbotene Organisation geleistet.

Wenige Monate nach dessen Besuch musste der Bochumer Gefängnisarzt den Eltern brieflich die Todesnachricht senden. Am 23. Juli 1944 war der technische Zeichner aus Farciennes an einem durch Tuberkulose verursachten Gehirnabszess gestorben. Kurzfristig war er zuvor aus der Haft in eines der im Bombenkrieg überfüllten Bochumer Krankenhäuser verlegt worden.

Nach Entrichtung der üblichen Gebühren schickte die Gefängnislei-

tung den Eltern die Habseligkeiten Marcells, darunter auch sein Gebetbuch. Dieses hatte er in der Haft immer bei sich. Der Krankenhauspfarrer war beeindruckt von Marcells gläubiger Haltung. Er habe vor der Haft nie seine Messe verpasst, erzählten Freunde.

Die einzige im Feldgerichtsurteil angegebene Organisation, der Marcel angehörte, war die von Kardinal Joseph Cardijn gegründete CAJ, Christliche Arbeiterjugend, belgisch JOC. Sicher war seine resistente Haltung gegenüber Hitlerdeutschland und seine illegale sozialpolitische Aktivität auch durch seine christliche Grundhaltung motiviert.

Ein besonderes Zeugnis über Marcel gibt der mit ihm im Lütticher Gefängnis in Zelle 92 inhaftierte Fernand ab. 1945 schreibt er an Marcells

Mutter, die schönste Erinnerung der Gefangenschaft sei die Freundschaft mit Marcel. Er sei so offenherzig und rein gewesen. „Pauvre maman“ schreibt er, arme Mutter! Sie möge Trost im Gebet finden, aber sie könne auch „directement“ zu Marcel beten. Ein Junge wie er sei „directement“ zum guten Gott gegangen.



Der 1945 im KZ Mauthausen umgekommene französische CAJler Marcel Callo wurde 1987 von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen und in den liturgischen Kalender der deutschen Bistümer aufgenommen. Der hierzulande und in seiner Heimat unbekannte

gebliebene belgische CAJler Marcel Antoine starb schon ein Jahr vor Callo in Bochum, war drei Jahre jünger, ist aber im Sinne des Allerheiligsten und der Worte seines jungen Mitgefangenen ebenso selig, „bienheureux“.
Alfons Zimmer